

Ostseelieder Ostseelieder

für den 1. Februar 1928
28



Arno Henschel: Knabe im Raum

JANUAR · 1928 · PREIS · 1 RM

WIM
Opole

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Jahrgang V

Herausgeber: Kulturbund Schlesien

Nummer 1

Schriftleiter: Prof. Dr. Franz Landsberger, Breslau 18, Kirschallee 18

Verlag: Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabtlg., Breslau I, Junkernstr. 41/43

Druck und Bildstöcke: Wilh. Gottl. Korn, Breslau I

Die Schlesischen Monatshefte sind das
Mitteilungsblatt nachstehender Vereinigungen:

Kunstgewerbeverein für Breslau und Schlesien / Gesellschaft der Kunstreunde / Schlesischer Bund für Heimatschutz / Verein für Geschichte der bildenden Künste / Künstlerbund Schlesien / Schlesischer Landesverband des deutschen Werkbundes / Universitätsbund Breslau / Vereinigung für Natur- und Heimatschutz des Kreises Freystadt / Breslauer Orchester-Verein / Humboldtverein für Volksbildung / Breslauer Bachverein / Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur / Schlesischer Hausfrauenbund.



1404 CS

Inhalt des Januarheftes:

Stadtbaudirektor Fritz Behrendt: Die Breslauer Eingemeindung,
Rückblick und Ausblick

Bruno Zwiener: Die schöne Schönwälderin

Walter Dittmann: Arno Henschel

Bernhard Fischer: Die Witwe und der Teufel. Preisgekrönte Novelle
Schätze alten schlesischen Schrifttums: Johann Christian Günther

Ernst Lissauer (Wien): Über Johann Christian Günther

Dr. Fritz Wenzel: Die niederschlesische Ostmark

Mechthilde Fürstin Lichnowsky: Lurch, Dachshund

Studienrat Dr. Walther Krebs: Grenz-u. Auslandsdeutschum u. Schule
Rundschau. Musik: Prof. Dr. Max Schneider / Theater: Dr. Hans

Hermann Adler / Bildende Kunst: Prof. Dr. Franz Landsberger,
Schlesische Kunstausstellung in Patschkau / Kunstausstellung
in Liegnitz / Sport: Dr. Fritz Wenzel / Schlesischer Wirtschafts-
spiegel: Dr. Metzner / Was sollen wir lesen?: Anna Valeton u. a.

Mitteilungen der Vereine.

Kind und Heimat

Schlesisches Himmelreich.

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Monatsersten. Bezugspreis vierteljährlich
3 RM. Einzelheft 1 RM. Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Post-
anstalt aufgegeben werden oder direkt beim Verlag: Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriften-Abteilung,
Breslau I, Junkernstrasse 41/43, Postscheckkonto Breslau 31151. Fernsprecher Ring 9044.

Anzeigenpreis:

1/1	1/2	1/4	1/8	1/16 Seite
160	85	45	24	12,50 RM.

 Bei Wiederholungen Rabatt.

Manuskripte und Besprechungs-Exemplare sind direkt an die Schriftleitung zu senden. Manu-
skripte werden nur zurückgesandt, wenn ausreichend Porto beiliegt.

Akc K Nr 58 | 44 | CS

Schlesische Monatshet

Blätter für Kultur und Schrifttum der H



Die Breslauer Eingemeindung

Rückblick und Ausblick

Von Stadtbaurichtor Fritz Behrendt

Durch die 1928 zur Tat werdende großzügige Eingemeindung ist Breslau in ein neues entscheidendes Stadium seiner städtebaulichen Entwicklung getreten. Wir haben Herrn Stadtbaurichtor Behrendt gebeten, zu dieser Frage Stellung zu nehmen. Die Schriftleitung.

Bis vor etwa 100 Jahren hat Breslau das Gepräge der alten Festungsstadt bewahrt. Pläne vom Anfang des 19. Jahrhunderts zeigen nahezu unverändert das Bild der abgeschlossenen mittelalterlichen Periode.

Die Blüte der Stadt, in der Großartigkeit der Anlage noch heute deutlich erkennbar und durch nahezu fünf Jahrhunderte in immer steigendem Maße entfaltet, war seit dem Dreißigjährigen Kriege vorüber. Die Bedeutung der ehemaligen Stadtstaaten war, als im 17. und 18. Jahrhundert die Stadtwirtschaft der Staatswirtschaft wichen, im allgemeinen auf die staatlichen Mittelpunkte, die landesherrlichen Residenzstädte, übergegangen. Diesen schufen die imposanten Stadterweiterungen des Barock im Zeichen landesfürstlicher Repräsentation ein neues Antlitz.

In Breslau führte kein ähnlicher Impuls zu entscheidender Umgestaltung. Daher die abfälligen Urteile des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts, die im Sinne des gewandelten Schönheitsbegriffes hier die sonst gewohnten Vorzüge neuzeitlicher Stadtgestaltung vermissen und die Ungelöstheit des in enge und überalte Verhältnisse eingewängten Lebens als unbefriedigend empfinden. Hinter der Zeitentwicklung zurückgeblieben zehrte Breslau vom Ruhme der Vergangenheit: „Die große alte und sehr schmutzige Stadt“ wurde „für eine der schönsten in Deutschland gehalten, ehe die Königstädte Berlin, Dresden und München ihren Glanz gewannen“.*)

Im Zeichen der gleichen Ungunst steht der erste Schritt, mit dem der Stadtorganismus sich im 19. Jahrhundert zu wandeln beginnt. Nach Jahrzehntelangem Krieg, im Zustande völliger wirtschaftlicher Erschöpfung, steht die Stadt mit ihrer Entfestigung vor der schicksals schweren Aufgabe einer ersten, nach neuen Gesichtspunkten durchzuführenden Erweiterung. Kleinmut und schwächliches Epigonentum beeinflussen ihre Lösung.

Der Verkauf des größten Teils des Festungsgeländes — zur Tilgung der Kriegsschulden beschlossen — verhindert die entscheidende städtebauliche Großtat eines ansehnlichen Grüngürtels, der für die Zukunftsentwicklung von unschätzbarem Segen hätte werden können. Reizlos und unbeseeltem Schema verfallen, entstehen die neuen Stadtteile außerhalb des Stadtgrabens, ungeordnet und ohne Gefühl für räumliche Beziehung und Wirkung die öffentlichen Gebäude. Bezeichnend

* Ersch und Gruber 1893 nach Franz Landsberger: Breslau. Verlag E. A. Seemann, Leipzig.

u. a. die versäumte seltene Gelegenheit, die ehemaligen Bastionen für das zukünftige Stadtbild auszuwerten. Ein wenig Voraussicht und Phantasie bei der ersten Plangestaltung hätten beispielsweise Liebichshöhe und Stadttheater zu einer überaus wirksamen Achsenbeziehung verbinden können.

*

Erneute Ungunst des Schicksals, daß solchem Niedergang städtebaulicher Leistung mit der wirtschaftlichen Umstellung und Entwickelung des 19. Jahrhunderts eine Hochflut von Aufgaben begegnet, wie sie die Stadt seit ihrer Gründung nicht gesehen. Die Entfaltung des Eisenbahnwesens und die Auslegung der Bahnhofsanlagen, der Übergang zur großgewerblichen Gütererzeugung mit der wirtschaftlichen und sozialen Umschichtung der Stadtbevölkerung und ihrer wohnlichen Unterbringung, das rapide Anwachsen der Einwohnerzahl und des Stadtkörpers — soviel Aufgaben, soviel Fehlschläge.

Die Bahnhöfe, abseits der Hauptadern, die Flanken der Stadt durch Gleisanlagen zerriß, die wichtigsten Verkehrsverbindungen zerschnitten. Unwohnlich, abschreckend die Mietskasernenviertel der Vorstädte, ohne belebendes Grün. In nackter Bauparzellenaus- schlachtung um lichtlose Höfe gehäuft die Wohnungen des Großstadtproletariats. Das Ganze zusammengedrängt auf lächerlich kleinem Raum. Außerhalb der Stadtgrenze keine Vorort- entwicklung, die — der Entfaltung anderer Großstadtumgebung vergleichbar — Entlastung bringen könnte. Einzig die großzügige Südader der Kaiser-Wilhelm-Straße und die Erfolge der Benderschen Grünpolitik in der Gestalt der erweiterten und neu geschaffenen städtischen Parkgebiete sind als Merkmal unverbildeten Großstadtwerdens zu verzeichnen.

Breslau, die dichtbesiedelte deutsche Stadt, die Stadt mit der größten Zahl der Wohnungen im 5. ja 6. Obergeschoß, die Stadt, deren Säuglingssterblichkeit und Tuberkulose wenn nicht die höchsten, so doch erschreckende Ziffern erklimmen, die Stadt, die mit der Mangelhaftigkeit ihrer Wohnungen an der Spitze steht, in der nicht weniger als 130 000 Bewohner in Quartieren leben, die den Mindestansprüchen der Wohnungsordnung nicht genügen — dies das betrübende Ergebnis eines entscheidenden hundertjährigen Entwickelungsabschnitts!

*

Gewiß: Gerechtigkeit verlangt die Feststellung, daß die Schäden überschnellen und ungeordneten Wachstums auch in anderen Städten vorhanden, ähnlich schlimme Verhältnisse allerorten im Aus- und Inlande an Stätten der Bevölkerungsanhäufung zu beklagen sind. Aber es ist kein Zufall, daß gerade Breslau den traurigen Ruhm hat, in Deutschland als schlagendstes Beispiel eines ungelösten Großstadtproblems zu gelten. Denn hier trat zu den allgemeinen Ursachen krankhafter Entwicklung ein besonders verhängnisvoller Umstand: Die Enge der politischen Grenzen! Die Geschichte der Stadterweiterung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ist eine Geschichte erbittertsten Kampfes um die Eingemeindung notwendigsten Entwickelungsraumes, und immer wieder standen hinter den errungenen, spärlichen Teilerfolgen der Stadt — wie Oberbürgermeister Dr. Wagner vor den Vertretern des preußischen Staatsrates erst kürzlich treffend ausführte — ein „Zu spät!“ und ein „Zu wenig!“. Immer nur auf beschränkte Sicht und ihrem Umfange nach durch das Augenblicksbedürfnis bestimmt kamen die Eingemeindungen gegen den heftigsten Widerstand des beteiligten Landkreises zustande. Planvolles Gestalten zukünftiger Stadtform für längeren Zeitraum war unmöglich

und zwecklos, ehe eine ausreichende Vergrößerung des städtischen Weichbildes den vorbereitenden Maßnahmen kommender Stadterweiterung auf den Gebieten des Verkehrs, des Baurechts und der Bodenpolitik die Durchführbarkeit sicherte.

Mit der beiderseitigen Erkenntnis, daß diese bedeutsame Frage nunmehr für einen längeren Zeitraum geregelt, der Stadt und dem Landkreise zu einer klaren Abgrenzung ihrer Interessen-gebiete verholfen werden müsse, trat der Kampf im Jahre 1911 in seine letzte entscheidende Phase. Nur durch einen Waffenstillstand während des Krieges unterbrochen, hat sie nach elfjähriger Dauer jetzt ihren Abschluß gefunden, und zwar erfreulicherweise in einer schließlich friedlichen Verständigung. Weder die beteiligten Landkreise noch die Organe der Staatsregierung haben sich auf die Dauer dem Gewicht der Gründe und der letzten Endes staats-politischen Notwendigkeit einer großzügigen Erweiterung der Stadt zu entziehen vermocht.

In allernächster Zeit — wie man hoffen darf — wird durch einen Beschuß des preußischen Landtages dem bedeutsamen Werk der Schlußstein eingefügt werden. Die Stadt Breslau erhält durch einen Gebietszuwachs von rund 12 000 ha Raum für ihre Entwicklung. Die erste und wichtigste Voraussetzung für die Heilung des kranken Stadt-körpers wird damit geschaffen sein.

*

Das natürliche Entwicklungsschema jeder Stadt ist die Form des Kreises. Abweichungen werden in der Regel nur durch topographische Ursachen hervorgerufen. In Breslau wird die zentrale Entwicklung noch durch die Kreuzung zweier Verkehrswege begünstigt, die sich im Stadtmittelpunkt schneiden. Es sind dies die dem Oderstrom gleichgerichtete Südost-Nordwestlinie von Lemberg, Krakau, Oberschlesien nach Liegnitz, Berlin, Mitteldeutschland und der Stromübergang in der Richtung Südwest-Nordost von Böhmen in der Richtung auf Polen. Dieses Verkehrskreuz hat die Struktur des alten Stadtplans bestimmt, es hat bis heute seinen Einfluß auf die Entwicklung bewahrt.

Der künftigen Erweiterung Breslaus tritt aber im Norden nunmehr schon in verhältnismäßig geringem Abstande ein topographisches Hindernis entgegen: das tief eingeschnittene Fluttal der Weide.

Im Süden und Südosten fehlen die Voraussetzungen für die Entstehung gewerblicher Betriebe und damit befruchtende Impulse städtischer Ausbreitung. Hier wird überdies der hohe landwirtschaftliche Ertragswert des guten Ackerbodens einen raschen Übergang zu städtischer Besiedelung behindern. Hier im Süden wird eine Entwicklungstendenz wie bisher so auch in Zukunft voraussichtlich nur durch das Wohnbedürfnis der nach Beruf und wirtschaftlicher Lage örtlich weniger gebundenen Kreise der Breslauer Bevölkerung gegeben sein.

Im Osten und Südosten, im Oberlaufe der Oder und Ohle liegen die Quellen der städtischen Wasserversorgung, die eine stärkere Besiedlung ebenso ausschließen wie die Natur dieser Gebiete selbst, die mit ihren waldigen Niederungen als Freiflächen für die Erholung der Stadtbewölkerung erhalten werden müssen.

Dagegen sind im Nordwesten, in dem von der Oder und der Berliner Eisenbahn gebildeten Sektor die günstigsten Vorbedingungen für eine Ausbreitung der Stadt vorhanden. Hier ist die Erschließung erleichtert und vorbereitet durch zwei radial verlaufende Bahnlinien,

die Strecken Breslau—Deutsch Lissa und Breslau—Herrnprotsch, die schon heute einen lebhaften Vorortverkehr vermitteln. Hier begünstigt zusammenhängender Grundbesitz die Durchführung groß angelegter Siedlungspläne, die an zersplitterten Besitzverhältnissen erfahrungsgemäß scheitern. Hier erleichtert die nur mäßige Bodenqualität den Übergang von landwirtschaftlicher Erzeugung zu stadtwirtschaftlicher Nutzung. Im Nordwesten liegen innerhalb und außerhalb der jetzigen Stadtgrenze von Cosel über Schmiedefeld bis Gräbschen die wichtigsten gewerblichen Betriebe, mit deren Verlegung für absehbare Zeit nicht gerechnet werden kann. Sie verweisen für die Unterbringung ihrer jetzt vorwiegend in der Nikolaivorstadt unzulänglich behausten Belegschaften auf die gesunden Gebiete westlich der Lohe mit dem landschaftlich reizvollen Tal der Weistritz, dessen Hauptort Deutsch Lissa-Goldschmieden schon seit längerer Zeit durch enge Beziehungen mit Breslau verbunden ist.

Schließlich wird die Entwicklung der Stadt in nordwestlicher Richtung aller Voraussicht nach auch durch wirtschaftliche Vorgänge gefördert werden. Die Kanalisierung der oberen Oder, in vieler Hinsicht für Breslau vorteilhaft, hat die Stadt vom schleusenfreien Strom abgerückt. Die Wiedergewinnung der durch den Bau des Ottmachauer Staubeckens verbesserten freien Wasserstraße wird als Folge der veränderten Bedingungen der Oderschiffahrt eine Verschiebung des wirtschaftlichen Schwerpunktes in nordwestlicher Richtung mit sich bringen. Alles spricht dafür, daß hier eine energische Durchbrechung der bisherigen zentralen Form zu erwarten ist. Die Stadt der Zukunft wird ein oblonges Gebilde sein, das vom Südosten nach Nordwesten, der Lebensader des Stromlaufes folgend, sich erstreckt. Dieser schon jetzt vorgefühlten Form folgen die neuen Stadtgrenzen und geben den Rahmen, den das kommende Menschenalter auszufüllen haben wird. Sie berühren im Norden das Weidetal, das nur durch Hinzunahme des Hundsfelder Stadtbezirks an einer Stelle überschritten wird, umfassen im Osten das Gebiet der Grundwasserversorgung und die Strachatewaldungen, übersetzen im Süden durch Hinzunahme der Gemeinde- und Gutsbezirke Kritern und Hartlieb die Umgehungsbahn und greifen im Nordwesten weit aus bis in den Neumarkter Kreis, aus dem Deutsch Lissa, Kl. Heidau und Rathen in die Stadt mit einbezogen werden.

Das so gegebene Ausmaß der Erweiterung, durch die das Stadtgebiet um das Zweiundehalfache seines jetzigen Umfanges vergrößert, die Zahl der Breslauer Bürger auf rund 600 000 vermehrt wird, ist durch siedlungstechnische Überlegungen bestimmt worden. Vor allem maßgebend war die Überzeugung, daß den Bedürfnissen eines längeren Zeitraums genügt werden müsse, und zwar in einer Form, die unter grundsätzlicher Abkehr von den bisherigen Methoden unzureichender Stadterweiterung durch eine dünne Besiedelung der Außengebiete und eine starke Auflockerung einen Ausgleich schafft für die übergroße Bevölkerungsdichte des alten Stadtgebietes. Auf der anderen Seite war wirtschaftlichen Erwägungen Rechnung zu tragen. Denn eine zu weit erstreckte Auflockerung würde zu Ausmaßen führen, denen die verkehrstechnische Erschließung nur unter weitgehender finanzieller Belastung der Allgemeinheit folgen könnte. Aus diesem Grunde überschreiten die neuen Grenzen nirgends einen Abstand von 10—12 km von der Stadtmitte, so daß bei Zugrundelegung der Geschwindigkeit von Schnellstraßenbahnen die Halbstundenentfernung eingehalten wird.

Die Verkehrsfragen werden nicht gelöst werden können, ohne daß die inneren Organe

der Stadt der verstärkten Beanspruchung angepaßt werden. Hier erwächst die schwierige Aufgabe, die Forderung des Neuen mit den Kulturerscheinungen der Vergangenheit in Einklang zu bringen. Eine Umgehung der alten Stadt ist in Breslau unmöglich. Starke Eingriffe im innersten Stadtkern werden daher unvermeidlich sein. Die Durchlegung diagonaler Verkehrsstraßen, die Schaffung einer leistungsfähigeren Nordsüdader mit einer neuen Überbrückung des Oderstroms, die Umgestaltung der Stromufer selbst — dies alles sind Aufgaben, die im Gefolge der durch die Eingemeindung eingeleiteten Stadsanierung auftreten werden. In wirtschaftlich glücklicherer Zeit versäumt, bedeuten sie bei der jetzigen finanziellen Notlage eine nicht gering zuachtende Erschwerung des großen Werkes.

*

Der Kampf um die Eingemeindung, die jahrzehntelange Verzögerung dringender kommunalpolitischer Maßnahmen waren von schwerem Nachteil für das Leben der Stadt. Sie haben aber andererseits eine eingehende Prüfung und Klärung der vielseitigen und verwickelten Erweiterungsfragen ermöglicht. Übernommen aus einer Zeit, die der Gestaltung des Stadtganzen gleichgültig gegenüberstand, ist das Problem hinübergeglitten in eine Periode, die die soziale, wirtschaftliche und baukünstlerische Bedeutung städtebaulicher Aufgaben erkannt hat. An die Stelle des früheren planlosen Handelns und des mehr oder weniger dem Zufall überlassenen Erfolges ist planvolle Überlegung getreten. Durch allgemeinen Wettbewerb unter den Berufenen zur Erörterung gestellt und durch ihren Rat gefördert, bildet heute der Plan der erweiterten Stadt die Unterlage für die Bestimmung ihrer neuen Grenzen.

Nach menschlichem Ermessen ist alles geschehen, um diese Unterlage so einwandfrei und vollkommen wie möglich zu gestalten. Aber niemand vermag die technischen und wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Veränderungen zu übersehen, die die Zukunft bringen kann. Der Rückblick auf das bisherige Werden der Stadt lehrt Bescheidenheit. Eine verantwortungsbewußte Weiterarbeit wird auf wache Beobachtung, schmiegsames Anpassen und elastische Wandlungsfähigkeit eingestellt sein müssen. Nichts gefährlicher als Erstarrung und bequemes Beharren. Aber nicht mit der gleichen Leichtigkeit wie eine Umgestaltung des Planes auf dem Papier vollzieht sich die Änderung kommunaler Hoheitsbezirke. Mit dem Hinausrücken der Grenzpfähle sind bestimmte Richtlinien der zukünftigen Gestaltung unwiderruflich festgelegt, werden zukunfts-schwere Entscheidungen unabänderlich getroffen. In diesem Sinne wird das Jahr 1928 zum historischen Moment in der Geschichte der Stadt, bezeichnet es den Beginn einer neuen Entwicklung.

Man wird kaum annehmen können, daß sie die ungeheuren Ausmaße der letzten Epoche erreichen wird, deren gewaltige Umwälzungen niemand zu ahnen vermochte, als vor 100 Jahren die alten beengenden Festungswälle fielen. Denn die Hauptperiode der innerdeutschen Bevölkerungsbewegung, die den Städten immer neue Menschenmassen zuführte, dürfte vorüber sein. Nicht in dem gleichen überhetzten Tempo wie bisher wird aller Voraussicht nach ihr weiteres Wachstum vor sich gehen. Aber nicht weniger bedeutsam darum die Aufgabe, die der neuen Zeit zufällt. Es gilt, die Schäden verkümmerter Entwicklung zu heilen, den Organismus den neuen Ansprüchen umbildend anzupassen, der Stadt ein Antlitz, eine Form zu schaffen, die klar und überzeugend den geistigen Inhalt, die Kultur der neuen Periode versinnlicht, einer Periode, die — wenn nicht alles täuscht — im Zeichen des sozialen Ausgleichs stehen wird.



Abb. 1. Brautjungfer

Die Schönwäldeckerin

Von Bruno Zwiener

Mit fünf Aufnahmen des Verfassers

In der Tat, „die schöne Schönwäldeckerin“ ist nun, nachdem wir sie in Schönwald selbst, auf Ausstellungen, in Stickstuben, auf Festwiesen mit ihren hübschen Arbeiten gesehen haben, ein Kollektivbegriff geworden, gleich dem etwa der breitrückigen, weißbehaubten Spreewälderin. Am meisten waren die Malersleute begeistert, als ihnen Frau Frieda Kaisig, die unentwegte Verkünderin und eigentliche Entdeckerin der Schönwäldeckerin, das kleine Dorf Schönwald bei Gleiwitz (Oberschlesien) zeigte und sie mit den Bewohnerinnen, alt und jung, bekannt machte.

Das ist das Seltsame in dieser in Sitte, Tracht, Brauch und Sprache rein deutsch gebliebenen Kolonie aus dem 13. Jahrhundert. Nur die Frauen brachten Widerstandskraft und Treue genug auf, in der Tracht zu bleiben wie ehedem. Das ist Bauernkraft im „schwachen Geschlecht“ — 650 Jahre jedwedem fremden Volkstum zu trotzen und deutsche Eigenart zu wahren!

Die Männer gehen städtisch und verraten in keinem Kleidungsstück mehr Stand und Art. Die Schönwäldeckerin aber hält die Tradition selbst im kleinsten Spitzchen, mag es Form oder Farbe sein. Und gar mannigfach ist die Tracht des Alltags, die des Festes, der Freude, der Trauer, der Hochzeiten (Abb. 1). Immer wirkt sie schön, malerisch, poesievoll, farbig, mag sie die bejahrte Brautmutter, mit der pelzbesetzten Haube, mit Bändern, Vormachetuch und bunter Schürze an der Hochzeitstafel neben der Braut mit breitem Goldkranz sitzend, tragen oder das Kind, das wiederum seinen Puppen Leindwandhemdchen mit Puffärmeln, roten Schleifen und Mieder zuschneidet (Abb. 4).

Immer geht es wie ein Leuchten von ihr, mag sie auf dem Felde der Alltagsarbeit nachgehen (Abb. 2) oder im Kirchenstuhl knien. Wie ein Bantzersches Bild aber wirkt sie, wenn sie daheim sitzt und freihändig die stark farbigen Blätter und Blüten mit flinker Hand ins schwarze Tuch näht. Es ist wirklich seltsam, daß sich noch immer kein oberschlesischer Maler fand, der, etwa wie Bantzer seine hessischen Landsleute, diese farbenfrohen Schönwäldeckerinnen malte.



Abb. 2. Beim Melken

Da leuchtet das weiße Leinenhemd in den Puffformen am Arm auf, lustig besetzt mit einem mit Silber- und Goldlitzen verzierten Schleifchen (Abb. 3). Da setzt das ziegelrote Mieder (wieder mit Silber- und Goldschnüren und Knöpfchen) die nächste Farbe daneben. Darüber die gesunde Gesichtsfärbung überschattend das dunkle Kopftuch mit hellleuchtenden Leisten und Blumen. Eine dicke Wulst, die sogenannte „Wurst“, hält die ebenfalls stark farbige Schürze und den dunkelroten Rock zusammen. Sie wird noch immer und von allen getragen. Man muß Zeuge einer Hochzeit in Schönwald gewesen sein, um den ganzen Reichtum der Tracht und auch die Schönwälderin selbst richtig einschätzen zu können.

Wird sie auch

weiter die Kraft haben, sich ihre Eigenart zu erhalten, oder werden ihre frischen Stickereien, Bänder und Schürzen bald nur noch in Museen zu finden sein? Noch können wir uns der bunten Dinge im Leben freuen und raten jedem, sich den Anblick dieses eigenartigen Dörfchens nicht entgehen zu lassen.



Abb. 3. Mutter und Kind

len Rock mit den zinnoberroten breiten Stoßkanten. Und wenn Ärmel und Mieder geschont werden sollen, dann tut dies nicht ein schmuckloses Tuch oder eine städtische Schürze: eine dunkle, aber reich verzierte Jacke mit Seidenborden und -schnüren gibt der Tracht hier wieder das Persönliche (Abb. 5). Selbst Hals und Kopf (glatt gescheitelt) sind eigenartig. Ganz unvermeidlich ist die helle Perlenhalskette über dem Kräuschen des Mieders, und der Zopf — vierteilig geflochten —



Abb. 4. Mädchen mit Puppe



Abb. 5. In der Arbeitsjacke



I. Junge im Raum
Gemälde von Arno Henschel

Arno Henschel

Von Walter Dittmann-Görlitz

Mit beifolgenden Abbildungen möchten wir auf einen jungen Schlesier hinweisen, der 1897 in Görlitz geboren wurde. Er begann nach dem Kriege, in den Abendstunden zu zeichnen, (tagsüber war er Schaufensterdekorateur), bis es ihm vor zwei Jahren möglich wurde, ein kurzes Studium an der Breslauer Akademie durchzusetzen. Heut lebt er in Görlitz und ist hier erst kürzlich in einer Ausstellung der vor einiger Zeit gegründeten niederschlesischen Künstlervereinigung „Der Kreis“ besonders hervorgetreten.

Seine Tätigkeit fing er mit Porträtköpfen an. Noch ehe er die „Neue Sachlichkeit“ kannte, ging er mit ungewöhnlicher Eindringlichkeit der Form nach. Erst mit schlichten Zeichnungen; sehr bald aber bevorzugte er den Holzschnitt und die Kaltnadelradierung. Diese stellte seinem auf Einfachheit und klarsten Ausdruck dringenden Gestaltungsverlangen die schärfsten Bedingungen und zwang zur stärksten Konzentration. Er arbeitete ohne Vorzeichnung, verzichtete mehr und mehr auf Licht und Schatten und erreichte schließlich die sparsamste Umrißlinie, in die er nun die ganze Kraft der Beobachtung und des Ausdrucks sammelte. Der Bildniskopf (Abb. 3) ist zwar nicht in jeder Linie gleich stark, aber in den entscheidenden tiefen Gräben von verblüffender Energie. Die leicht expressionistische Vergrößerung von Mund, Nase und Augen neben der Überschlankheit der Finger macht doch mit großer Sicherheit vor der Grenze der



2. Arno Henschel : Schlafendes Mädchen
Kaltnadelradierung

Karikatur Halt. — Aus dem letzten Jahre stammt das „Schlafende Mädchen“ (Abb. 2). Die Platte ist leicht zerschrammt, so daß die fast asketisch zu nennende Sprödigkeit in der Lineatur nicht ganz rein herauskommt. Aber trotz dessen und trotz der Verkleinerung der Wiedergabe wird die herbe Kraft dieser wenigen, möglichst gradlinig geführten Gräben imponieren, die das große Feld — das Format ist 29×22 cm — in kühner Zügigkeit aufteilen, um den feineren Schwüngen und zierlichen Flächen des Gesichtes den wirksamsten Spielraum und Gegensatz zu schaffen.

Auch in seinen Bildern ringt Henschel um eine vollkommen sichere, ganz klare und vereinfachte Zeichnung, um eine sorgfältige Komposition, um eine dauerverbürgende Technik des Malens. Die Motive geben keine Rätsel auf, sind wenige schlichte Dinge, beziehungslos in sich ruhend: eine Kiste, auf der eine Zeitung liegt, ein Küchenhandtuch neben einem schweren, graublauen Krüge, ein Knabe, der auf einem Sofa ruht. Diese überaus einfachen Inhalte erfahren eine Geduldsarbeit von ebensoviel Monaten, wie der Durchschnitts-Impressionist oder -Expressionist Stunden oder Tage gebraucht hätte, und sind nur mit einer höchsten Sauberkeit in der Farbgebung zu der gewünschten Schönheit zu führen.

Der „Junge im Raum“ (Abb. 1) ist ein besonders gutes Stück. Nicht im Sinne einer tiefen seelischen Offenbarung. Aber doch in seinen rein künstlerischen Werten. Wohltuend schön durch die unaufdringliche interessante Organisation des farbigen Lebens. Es galt, die Kraft eines starken Dreiklangs (von Blau, Grün und Rot) aus einem Hintergrund von verhaltener Helligkeit und unentschiedener Tonmischung heraus nach vorn sich entfalten zu lassen. Und zwar mit Bevorzugung des Rot, dem die anderen dienen müssen (was im Schwarzweißdruck natürlich vollkommen falschwertig herauskommt; es handelt sich um das Rot der Jacke, Lippen und Backen). In dem kühlen Dunkelgrau der Wände und in den Fugen der Diele erklingen deshalb schon leise das starke Blau (der Hose, des Kragens und des unteren

Kissens) und das lichte Grün (des oberen Kissens). Und derselbe noch ungeklärte Zweiklang, nur vordergrundmäßig aufgehellt und in einzelnen Flecken ein wenig verdeutlicht, umwogt den Jungen in der Musterung des Sophabezuges. Zu einem ersten klareren und kräftigeren Klange, der aber doch noch im Dunklen bleibt, sondern sich die beiden Tone im Fenster. Das Grün allein lebt einmal frischer auf in dem Kleide der Frau. Aber im Vordergrunde erst kommen beide Farben zu ihrer vollen, aus allem Grau und Dunkel befreiten Wirkung. Hier umfassen sie und lassen sie aufleuchten das satte Hellrot der Jacke und klingen selber aufs kräftigste an neben den neutralen Fleischtönen, die wegen ihrer gesteigerten Belichtung und weil sie aus einem stumpfen Braun entwickelt sind, mehr Begleitung als Selbstklang bedeuten. Alles prachtvoll in der Stärke der Einzelfarbe, wie in der Verwobenheit aller Teile, aber auch in dem energetischen Spiel von Schatten und Licht, das den ungebrochenen Vordergrundfarben nicht nur das Starre nimmt, sondern ihnen zu ungewöhnlicher Lebendigkeit verhilft. Wie eine anmutig spielende Wiederholung der großen Aufgabe mutet uns das kleine Stilleben der grün- und blau-gestreiften Samtpantoffeln an, das zugleich ein Meisterstück miniaturhaft feinen Malens ist. — In der Abbildung muß natürlich der gegenständliche Inhalt stärker wirken als das Kolorit, da stört gewiß manchen der leere Raum; es fehlt an Gleichgewicht. Angesichts der Farben aber muß man sich der straffen Komposition freuen.



3. Arno Henschel : Bildniskopf
Kaltnadelradierung

Die Witwe und der Teufel

Novelle von Bernhard Fischer

Der Verfasser dieser im Novellenwettbewerb der Schlesischen Monatshefte und der Schlesischen Funkstunde preisgekrönten Erzählung ist 1886 zu Guben geboren und lebt jetzt in Brieg. Er hat in Buchform veröffentlicht seine Doktorarbeit über Otto Ludwigs Tragödiensplan: „Der Wirt von Passeier“, ferner zwei Komödien in der Isergebirgsmundart: „Schul-Eckerts sein Heiroat“ und „De Klarnett“, sodann die Volksdichtungen „Unterm Schindeldach“ und als letzte Veröffentlichung die Beethoven-Novelle „Die achte Symphonie“. Die Zeichnungen schuf H. Pluqnet aus der Illustrationsklasse der Akademie.

Die Schriftleitung.

Die Witwe Alwine Ücker lag im Sterben; darüber gab es für ihren Mieter, den Studenten der Theologie Ämilius Ahlgrimm, der neben dem Bette der mehr als Achtzigjährigen saß, keinen Zweifel.

Ämilius Ahlgrimm wartete auf den Eintritt des Stadtgeistlichen, nach dem er vor einer halben Stunde, gleich nach dem unglücklichen Vorfall, geschickt hatte. Auch die Verwandten der Frau Ücker, die in einem nahen Dorfe wohnten, hatte er benachrichtigt, aber sie konnten vor Abend nicht ankommen. Eine früher hilfreiche Nachbarin, die einzige, letzte Freundin der Witwe, hatte Härte des Herzens gegen Härte gesetzt und war trotz der Bitten des Studenten ausgeblieben. So hielt Ahlgrimm einsam fromme Wacht.

Es war ein Posten, wie er ihn sich wünschte. Dem Teufel im Angesicht des Todes eine Seele entreißen! Oder richtiger: sie gegen seine letzten Angriffsversuche verteidigen! Denn entrissen hatte er sie ihm längst in zweijähriger harter Arbeit. Es war sein Ehrgeiz, schon in jungen Jahren schwierige Seelsorge zu üben; darum hatte er sich, als im ersten Kriegssemester bereits alle fünf Studentenbuden in dem Hexenhäuschen der Witwe leer blieben, aus Liebe und Eifer sofort bei der allgemein als böse bekannten Frau eingemietet.

Die Greisin lag ruhig und atmete schwer. Ihr erschreckend mageres Gesicht war grau-gelb; die lange spitze Nase glomm fast weiß in dem farblosen Lichte des Novembernachmittags, das langsam durch das schmierige Fenster entwich. Auf dem kahlen, von wenigen kurzen Haarsträhnen umzüngelten Scheitel sah Ahlgrimm eine schwarze Schmutzkruste. Die Sterbende lag völlig angekleidet in ihrem mit Tüchern und Stoffflappen aller Art angefüllten Bett.

Der Student hatte sie vorhin in dem verkommenen und verwunschenen Gärtchen hinter dem Hause angetroffen, wo sie sich gebückt über irgendwelchen Stauden zu schaffen machte. Sie hatte ihm gesagt, daß sie sich „so recht im stillen“ ärgere und sich schwindlig fühle; dann hatte sie sich mit jämmerlicher Miene den Tod gewünscht und einen Fluch gegen alle schlechten Menschen herausgewürgt. Als darauf Ahlgrimm sie in Gott besänftigen wollte und ihr kräftigere Nahrung als die ewigen Graupen mit Kartoffeln anriet, war einer ihrer gewöhnlichen unglückseligen, verzweifelten Wutanfälle über sie gekommen. Sie riß ihre Schürze herunter, ballte weinend die Fäuste und wollte gerade die Lippen zu einem gotteslästerlichen Worte



öffnen. Da plötzlich wich das grell blaurote Geäder auf ihren Backen, und sie sank wankend vornüber, während der graue Zopf sich von den spärlichen weißen Haaren löste und zur Erde fiel. Der Student hatte sie aufgefangen und so mühsam ins Bett geschleift.

Der Geistliche kam immer noch nicht. Das naßkalte, sauer riechende Zimmer war trostlos und öde wie eine Kasernenstube, und an eine solche erinnerte auch der dürftige Wand schmuck. Den ungestrichenen Fußboden bedeckten Sand, Papierfetzen und Schmutzflecke. Auf dem großen runden Tisch ohne Decke, wie auch auf den halbzerbrochenen Stühlen schimmerten trübe einige Stücke ungewaschenen Geschirrs: ein paar Teller und Schüsseln, eine Tasse mit einem Kaffeelöffel darin. Daneben lagen ein Messer, ein Zeitungsbogen, ein kleiner Berg Kartoffelschalen, etliche Splitter Holz. In einer Schüssel starrte eine grauglitschige Masse



Der Student hatte sie aufgefangen und so mühsam ins Bett geschleift . . .

von Graupen, in einer anderen befanden sich Pellkartoffeln. Am Ofen hingen lumpige weibliche Kleidungsstücke und ein weißes Beutelchen mit ausgekochten Flunderköpfen und -gräten. Im Dunkel hinter dem Kachelofen, mit ihm durch ein Rohr verbunden, duckte sich ein eisernes Kanonenöfchen, aus dessen Tür Asche grieselt war. Keine Uhr tickte, aber die vom Dach fallenden Regentropfen zählten peinlich gewissenhaft die Minuten ab, und die drei Hühner, die fröstelnd auf dem äußeren Fenstergesims kauerten, ließen alle Viertelstunden ein trübseelig gezogenes Stöhnen hören. Kurz: es herrschte Sterbestimmung.

Jetzt, da der Rohrstuhl, in dem Ahlgrimm saß, ein wenig knarrte, öffnete Frau Ücker ihre hellblauen pommerschen Augen und sah blöde vor sich hin. Um so besser, dachte Ahlgrimm, so könnte er selber einstweilen den göttlichen Trost spenden. Und er glühte vor apostolischem Eifer. Aber die Unglückliche schien sich über ihre Lage gar nicht klar zu sein, denn ihre Lippen brachten weder das Wort „Pastor“ noch „Gott“ noch „heiliges Abendmahl“ her-

vor, sondern murmelten ein paarmal angstvoll: „Die Schlüssel!“, wobei die Augen mißtrauisch und flehend zugleich auf den Studenten geheftet waren und die knochigen Hände wie Spinnen an ihren Kleidern entlang tasteten. Ahlgrimm erwiderte den häßlichen und dennoch rührenden Blick mit mildem Lächeln, erhob sich, beugte sich über die Greisin und sagte mit klangvoller Pastorenstimme: „Liebe Frau Ücker, darf ich Ihnen behilflich sein?“ Auf kindische Art ärgerlich knurrend, wollte sie ihm wehren, ließ es aber doch geschehen, daß er den Ring mit den Schlüsseln aus ihrer Rocktasche zog. Sie nahm sie zwischen ihre zitternden, gefalteten Finger und schien sie zu zählen.

Ahlgrimm war verwirrt, die Frau so schlecht zum Tode vorbereitet zu finden, sie auf so unangemessenen Gedankengängen zu sehen. Er mußte es also übernehmen, ihren Sinn auf das Ende zu richten. Doch es galt, mit Rücksicht auf ihre Unbereitschaft, fein behutsam anzufangen. Sein dreiundzwanzigjähriges bartloses Superintendentengesicht mit goldener Brille legte sich in nachdenkliche, männlich würdige Falten. Er erachtete es als zu grob, gleich damit zu beginnen, daß er nach dem Geistlichen geschickt habe. Nach längerer Überlegung sagte er in dem harmlos gestimmten Unterhaltungston, den sein Vater, der alte Landpastor, bei derartigen Gelegenheiten anzuwenden pflegte, daß auf seine Anordnung hin der Neffe Paul, der Mühlenbesitzer, zu erwarten sei. Doch auch dieser Anfang war offenbar nicht geeignet, die arme Seele auf das Eine, was not tut, hinzuführen. Denn Frau Ücker wurde trotz ihrer Schwäche sichtlich zornig und gab sogar, zwar abgerissen und schlecht verständlich, ihre Meinung dahin kund, Paul käme nur, um zu „spionieren“ und um sich am Anblick dessen zu erfreuen, was einst — jetzt noch lange nicht! — sein werden sollte. Diesem ungerechtfertigten und zudem jetzt so überflüssigen Mißtrauen gegenüber wagte es Ahlgrimm, solche Freundlichkeiten und Wohltaten Pauls gegen die Tante aufzuzählen, die schwerlich mit schlechten Nebenabsichten erwiesen waren. Darauf von der Todgeweihten nur: „Sie kennen ihm nicht! Die Menschen sind alle feindselig gegen mir!“

Ahlgrimm war entsetzt. War dies der Erfolg seines zweijährigen Kampfes gegen die Macht des Teufels? Hatte er sich getäuscht, wenn er die oft unerfreulichen Worte und Taten seiner Wirtin stets nur als die rauhe Schale um einen weichen Kern, als keusche Sprödigkeit einer wetterharten Alten von der Waterkant betrachtet hatte? Unmöglich! Sein unermüdliches Tatchristentum und seine vielen beredten Worte mußten Früchte getragen haben. Sie hatten bestimmt Früchte getragen! Durfte er die Tatsache, daß Frau Ücker gegen ihn oft freundlich gewesen war, nicht als schöne Regung eines im Gram verhärteten Herzens ansehen? Hatte sie nicht trotz vieler Anklagen gegen Gott häufig von der Strafe der Bösen und dem Lohne der Guten im Jenseits gesprochen? Nein, sie war noch kein verlorenes Schaf, und an ihrem soeben vernommenen Ausspruch war das tiefste Herz nicht beteiligt; er wäre ihren Lippen nicht entfahren, wenn sie wüßte, daß sie ganz dicht vor der Pforte der Ewigkeit stand.

Im Hinblick auf diese erstaunliche Ahnungslosigkeit von der Nähe des Todes und die hartnäckige Ungeneigtheit, sich zu dem von ihm ins Auge gefaßten Ziele leiten zu lassen, hielt es Ämilius nunmehr für angebracht, etwas deutlicher zu werden. Im Anschluß an Frau Ückers hartes Urteil über Paul und die übrige Menschheit, fing er nach einer Pause, ausgehend von der Stelle der Bergpredigt: „Denn so ihr den Menschen ihre Fehler vergebet,“ von der christ-

lichen Pflicht der Nächstenliebe zu sprechen an. Der Erfolg war der gleiche: Ausrufe unchristlichsten Menschenhasses.

Ahlgrimm tadelte sich heftig. Wie hatte er so ungeschickt sein können, das Gespräch auf den Neffen Paul zu lenken, der für die Alte die Verkörperung aller Niedertracht war! Dieser Liederlich, der Zigarren rauchte, Milch an den Kaffee tat und sich Sonntags zu Rade umhertrieb!

Da die Sterbende den offenen und ehrlichen Vorschlag Ahlgrimms, mit der Welt Frieden zu schließen, ebenso offen und ehrlich zurückgewiesen hatte, so mußte jetzt versucht werden, diesen Friedensschluß fein listig zustande zu bringen; denn um jeden Preis mußte erreicht werden, daß sie, als wahre Christin, versöhnt mit der Menschheit starb. Ahlgrimm hatte den



Er hielt es für angebracht, etwas deutlicher zu reden . . .

klugen Einfall, jemanden ausfindig zu machen, den die Witwe nicht haßte, und ihr durch Vorführung derjenigen seiner guten Eigenschaften, die zweifellos allgemein menschlich waren, die übrige Menschheit schmackhaft zu machen. Aber sein Nachdenken blieb erfolglos. Es gab unter den Lebenden niemand, dem sie nicht gram war. Auch die letzte Freundschaft mit jener hilfreichen, redseligen Nachbarin hatte sich ja als unecht erwiesen, indem Frau Ücker in allen Gefälligkeiten bloß Mittel der Erbschleicherei gesehen und die Hilfeleistungen nur in Anbetracht ihrer eigenen Gebrechlichkeit geduldet hatte. Nachdem aber Ahlgrimm mehr und mehr die Ordnung ihrer äußereren Angelegenheiten übernommen hatte, war ihr die Entbehrllichkeit der nachbarlichen Unterstützung und der Sauberkeit im Haushalt aufgegangen. Als bald hatte sie aus ihrer Abneigung gegen die „alte Schnarre“ kein Hehl mehr gemacht und ihr bei irgendeinem nichtigen Anlaß die Schwelle verboten.

So gab es also niemand, in bezug auf den sich Frau Ücker vor dem Throne des Richters auf das Christuswort berufen konnte: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ Niemand! Keinen Bettler, den sie gespeist, kein Kind, das sie gekleidet, konnte sie zum Zeugen aufrufen. Keinem Hunde, keiner Katze war sie liebreich begegnet, ja sie hatte diese Tiere recht eigentlich gehaßt als Schmarotzer auf der von Gott dem harten Fleiße geweihten Erde. Einen unnützen Kanarienvogel, diesen faulenenden Schreier, der ihrem Manne einst zum Geschenk gemacht worden war, hatte sie, wie sie mit stolzer Bezeichnung ihrer Sparsamkeit und ihrer aller eitlen Lust abholden, ernsten Lebensauffassung gern erzählte, bald verhungern lassen. Ihre drei mageren Hühner wurden auf das schnödeste ausgebuitet; sie mußten sich im Sommer alles Futter selbst suchen und durften im Winter, damit sie sich nicht hungrig liefen, nur mittags zwei Stunden aus dem Stalle heraus, wurden aber täglich wegen ihrer Legefaulheit gescholten.

Es gab also wirklich weder Mensch noch Tier auf dieser Welt, dem Frau Ücker herzlich zugetan gewesen wäre. Aber in jener anderen Welt, da würden doch wenigstens zwei zu ihr stehen, ihr Mann und ihr Sohn? Hoffentlich! Doch diese Guten, Braven waren ebenfalls hartherzige Filze gewesen; auch war die Liebe zu ihnen kein Verdienst, sondern aus Naturtrieb und Zweckmäßigkeit zu erklären. Vor allem aber hätte Frau Ücker keinesfalls einen Vergleich dieser beiden Vortrefflichen mit anderen Sterblichen oder gar einen Schluß von jenen auf diese gestattet. So fand der Student diese zwei Jenseitsbewohner in seinem Plan, die Ärmste mit dieser Welt zu versöhnen, nicht vorteilhaft verwendbar.

Also niemand! — Ahlgrimm stand auf und durchwandte ein paarmal den dunkelnden Raum. Vor einem Eimer blieb er nachdenklich stehen, als betrachtete er aufmerksam die stinkende Schicht auf dem schmutzigen Wasser. — Wirklich niemand? Aber er selbst, Ämilius Ahlgrimm?! Er hatte sofort an sich gedacht, gewiß. Doch mit dem hochmütigen Anspruch, daß er das einzige Wesen sei, welches jene harte Sünderin erweicht, hatte er nicht vor Gott treten wollen. Aber zuletzt, da er keine andere Seele fand, kam er auf sich zurück. Er durfte, ja er mußte seine schämige Demut überwinden, zurücksetzen, wenn er dadurch einer Abscheidenden den Frieden mit der Welt geben konnte. Ja es war ihm nicht einmal gestattet, den bloßen Anreger zu spielen, der es dem Munde der Witwe überlassen hätte, ihr Verhältnis zueinander zu loben und zu preisen. Denn ihre Kräfte schwanden, mit ihrem Odem mußte gespart werden. Er war gezwungen, selbst das Wort zu führen, von sich zu sprechen, sich zu rühmen. Ans Bett tretend, tat er es ausgiebig; er sah sich dazu genötigt. Zuerst beurteilte er ihr Zusammenleben im allgemeinen als gottgefällig. Sodann erinnerte er im einzelnen an die schönen Stunden im Garten, wenn er Unkraut gejätet und das Gemüse gegossen hatte; an die winterlichen Religionsgespräche im dunklen Zimmer — denn Frau Ücker brannte nie Licht —, bei denen er liebevoll auf alle Einwände seiner Wirtin, besonders auf ihre Furcht vor dem Satan, eingegangen war; an die vertrauensvollen Herzengespräche der Frau ihm gegenüber, dem sie all ihr irdisches Leid geklagt hatte. Er wies darauf hin, daß er morgens das Haus öffne und abends schließe, daß er die kleinen Wirtschaftseinkäufe besorge, daß er bei den bisherigen Verhandlungen über den Verkauf des Hauses der uneigennützige Berater gewesen sei, daß Frau Ücker ihm einmal ein Ei geschenkt habe, — freilich ein faules, was er aber

verschwiegen. Ja, er wollte, da sie bisher des öfteren ihre Zustimmung durch Kopfnicken zu erkennen gegeben hatte, sich gerade zu der Behauptung versteigen, auch er sei auf sie angewiesen, als sie seine Schilderung dieses irdischen Paradieses ärgerlich weinend unterbrach: „Alles ganz schön, aber beerben können Sie mir doch nicht.“ Diese Worte waren von einem Blick begleitet, der zweifellos der studentischen und der bürgerlichen Ehre Ahlgrimms zu nahe trat, und es war ihm plötzlich sonnenklar, daß auch er, wie die „alte Schnarre“, von der Witwe nur als notwendiges Übel, als das kleinstmögliche, geschätzt und besonders hinsichtlich seiner Stellung zu ihrem Hab und Gut scharf beobachtet wurde. Und wie um ihn ja nicht im Ungewissen zu lassen, erinnerte sie jetzt noch daran, daß auch zwischen ihnen nicht immer alles ganz rein gewesen wäre, daß er ihr zum Beispiel bei der Zahlung der Miete und der Auslagen nie etwaige Pfennigdifferenzen überlassen hätte; daß er ferner einmal abends sehr lange ausgeblieben wäre und sie furchtbare Angst vor Dieben hatte ausstehen lassen.

Der angehende Pastor setzte in bewundernswerter Selbstbezeugung seine studentische und bürgerliche Ehre hintenan. Hier hatte nur christliche Nächstenliebe zu walten. Doch sah er ein, daß man davon ablassen müsse, der Frau den Frieden mit der Menschheit zu schaffen. Er verzichtete also auf die erfolgreiche Abwicklung dieses Teils der Sterbevorbereitung und schritt, nachdem er sich wieder gesetzt hatte, zuversichtlich zu Teil zwei, der eigentlichen Hinführung zu den himmlischen Dingen. Nun war ihm bekannt, daß Frau Ücker sich herzlich nach den Wonnen der Seligkeit sehnte; eine Unterhaltung darüber konnte also nicht auf Widerstreitigkeit stoßen. Der Ausgangspunkt war leicht zu finden. Man brauchte nur auf Frau Ückers liebsten Gesprächsgegenstand einzugehen, auf Mann und Sohn, die ja nach ihrer Meinung Lämmer jener seligen Gefilde waren. Waren sie vorhin, in Teil eins, gewichtiger Gründe halber, von Ahlgrimm aus seinem Plane verwiesen worden, so sollten sie jetzt die Hauptfiguren abgeben, trotz ihres in den Augen aller unerfreulichen Charakters. Hat doch auch Jesus, zum Volke sprechend, in einer seiner schönen Parabeln vom Himmelreich es nicht verschmäht, sich den unreinen Sauerteig rednerisch dienstbar zu machen.

Noch öfter als von Papaing, ihrem Manne, dem Bäckermeister, sprach Frau Ücker von Richarding, ihrem im Alter von fünfundzwanzig Jahren verstorbenen einzigen Sohne. Gelegenheit dazu gab besonders das immerfort vor dem Geiste auftauchende Bild des Scheusals Paul. Was lag näher als eine Gegenüberstellung von Schwarz und Weiß, von Gut und Böse, von Richarding und Paul! Ach, Richarding! Er war so gut, so fleißig, so „künstlich“, so sparsam. Er steckte nur Sonntags Geld in die Hosentasche und machte sich fast nie eine kleine Lust. Er trug keine Ringe und legte seine silberne Uhr, die Papaing bei der Eintreibung einer Schuldforderung in Zahlung genommen hatte, während die ebenfalls silberne Kette ein Erbstück vom Großvater mütterlicherseits war, der sie wiederum von einem Onkel usw. Richarding legte dieses Kleinod nur an den drei hohen Festtagen zum Kirchgang an und sagte dabei stets, indem er „mir so treu ankiekte“: „Mamaing, bin ich nicht schön?“

Also fing Ämilius an, von Papaing und Richarding zu plaudern. Das Wort „plaudern“ nahm er fest aufs Korn; denn er bedachte, daß er vorhin doch noch zu sehr geradeaus vorgegangen sei. Ja, er sprach das Wort „plaudern“ wohlbedacht aus, ehe er sich nun über Papaings und Richardings Tugenden des weiteren verbreitete. Beim harmonischen Klang der Namen

dieser beiden einzigen Heiligen der neueren Kirchengeschichte hellte sich Mudding Ückers säuerliches, verzweifeltes, mit dem Zeichen des Todes gestempeltes Gesicht merklich auf. Die Freude, die sich darüber ergossen hatte, löste die entstellende Schicht der Härte und ließ die ehemalige, ebenmäßig schöne Prägung, das Bild eines jungen, armen Fischermädchens, an die Oberfläche treten. Sie nickte, gab manches sehnsgütige Ach von sich, und des öfteren versuchte sie, so gut es der schwindende Atem zuließ, in die Ausführungen des Studenten einzugreifen. Aber selbst bei diesem einzigen Evangelium ihres Innern ging es nicht ohne ein Golgatha ab. Sie endete mit dem Vorwurf: „Was haben sie gemacht? Sie gehn weg, und mir lassen sie in Armut sitzen!“

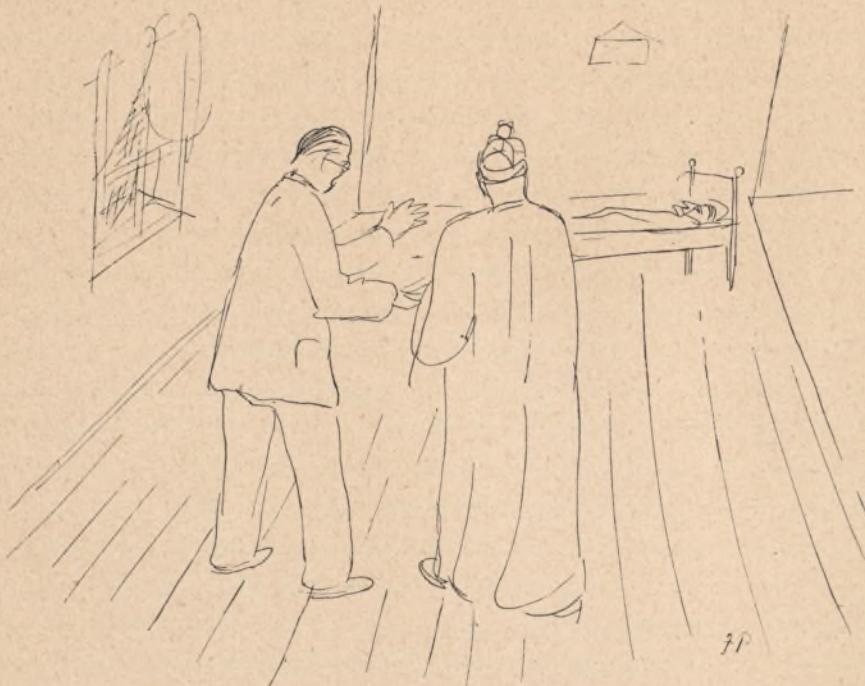
Hiermit war eine vorzügliche Überleitung zum Hinweis auf ihre Nachfolge ins Jenseits gegeben. Der scharfe Geist Ahlgrimms hatte aber außerdem sofort bemerkt, daß mit dem Worte „Armut“ das Stichwort gegeben war für einen von Teil eins der Sterbevorbereitung übriggebliebenen Punkt, der vorher wegen jener unvorhergesehenen Schwierigkeiten aufgeschoben werden mußte. Hier bot sich nun, wie vom Himmel gesandt, die Gelegenheit, diesen Punkt noch jetzt, nachträglich, zu erledigen. Ja es kam wie eine Erleuchtung über Ämilius, indem ihm aufging, daß dieser Punkt ein für allemal als Bindeglied zwischen den beiden Teilen einer idealen Sterbevorbereitung gelten konnte. Der Punkt betraf ein sehr schwieriges Geschäft, das erst bewältigt sein mußte, ehe die Wonnen des Paradieses besungen werden konnten. Und da übrigens der Geistliche, der das heilige Abendmahl spenden sollte, jeden Augenblick eintreten konnte, so hielt es der gewissenhafte Ahlgrimm für desto nützlicher, das allgemeine Sündenbekenntnis, das in der von der Kirche vorgeschriebenen Beichtformel abgelegt wird, vorzubereiten durch den Versuch einer Anspielung auf Frau Ückers vornehmste Sünde, den Geiz. Den äußeren Anlaß zu dieser Anspielung bot neben dem Worte „Armut“ die Tatsache, daß Frau Ücker schon geraume Zeit den stieren Blick unverwandt auf ihr Allerheiligstes gerichtet hielt: auf das braune Schiebебüro, das, wegen der zunehmenden Dunkelheit kaum noch wahrnehmbar, in einer Ecke brütete. Da die Minuten der Sterbenden gezählt schienen, verzichtete Ämilius auf jegliche Überleitung, sondern schlug ohne Umstände in der alten Schulbibel der Frau Ücker die Bergpredigt auf und begann zu lesen: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel“ Nicht weiter war er gekommen, als ihn die Sterbende greinend und stammelnd unterbrach: ob er meine, sie habe Schätze gesammelt? ob er glaube, sie wolle schon sterben? Dieser letzte Ausspruch ließ keinen Zweifel darüber, daß die so oft beteuerte brünstige Himmelssehnsucht der Alten nur Theorie gewesen war.

Ämilius hielt es nunmehr für seine Pflicht, keine Schonung mehr zu üben, zumal er an dem auf der niedrigen Steinstirn ausbrechenden Schweiß das Nahen des Todes zu erkennen glaubte. Er sprach es feierlich aus, daß Frau Ücker vielleicht schon sehr bald vor das Angesicht des Höchstens treten müßte. Sie schrie krächzend: wie er ihr so etwas antun könne; sie werde, ihm zum Trotz, noch lange nicht sterben. Ihr wirrer Blick war mit unverhohlener Feindseligkeit und giftigem Abscheu auf den Studenten gerichtet. Dann aber schlossen sich die Augen, und während sie vom Teufel phantasierte, verlor sie die Besinnung. Ihr Kopf bewegte sich unruhig, aber gleichmäßig hin und her.

Ahlgrimm war erschüttert durch diese ungewöhnliche Verstocktheit an der Schwelle der Ewigkeit. Er legte die Bibel beiseite und betete mit leiser, wohlautender Stimme. Über das

Gesicht der armen Frau gingen Zuckungen, augenscheinlich verursacht durch das infolge ihrer Bewegungen wie ein Totenglöcklein läutende Schlüsselbund. Daher gedachte er es ihr sanft aus der Hand zuwinden. Die Berührung riß die Scheidende noch einmal von ihrem dunklen Wege zurück. Ihre Augen sperrten sich entsetzlich weit auf, die Hände klammerten sich um die Schlüssel, der Mund stieß einen gräßlichen Schrei aus, sie versuchte sich aufzurichten. Als Ahlgrimm sie im Rücken stützen wollte und dabei ein Kissen hochhob, rollten blanke Goldstücke klimmend in die Stube. Des Weibes Antlitz verzerrte sich wahnsinnig und grauenhaft. Ihre Knochenhände gratschten nach des Studenten Hals, und während sie ihn würgte, kreischte und röchelte sie mehrmals: „Der Teufel! Der Teufel!“

Da der Versuch, sich loszureißen, vergeblich war, duldet Ahlgrimm still, bis die Um-



Amilius sprach zu dem Geistlichen . . .

klammerung der Hände nachließ. Als er sich erhob, lag die große, starke Frau mit aufgerissenen Augen tot da. Er fiel halb ohnmächtig in den Stuhl zurück. Nach einer Weile fuhr er jäh empor, aufgeschreckt durch das Klopfen eines Knochenfingers gegen die Fensterscheibe. Als er hinzublicken wagte, sah er auf dem schwarzen Hintergrunde der Nacht ein weißlichgraues Huhn, das mit dem Schnabel ans Glas pickte.

In diesem Augenblick schellte das laute Rasseln der Hausglocke befreidend durch die Öde des Todes. Dem eintretenden Geistlichen ging Amilius erhobenen Hauptes, mit Nägelmalen am Halse, entgegen, indem er ruhig und fest sprach: „Herr Primarius, Sie kommen zu spät. Unsere liebe Tote hat einen erbitterten Kampf mit dem Teufel gekämpft; doch dürfen wir zuversichtlich zu Gott hoffen, daß sie daraus als Siegerin hervorgegangen ist. Der Herr sei ihr gnädig! — Ich aber glaube, mir die Sporen der geistlichen Ritterschaft verdient zu haben.“

Schätze alten schlesischen Schrifttums

Johann Christian Günther

(1695 — 1723)

„Hier gedenken wir Günthers, der ein Poet im vollen Sinne des Wortes genannt werden darf. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtnis, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit in Gelegenheitsgedichten, alle Zustände durchs Gefühl zu erhören und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Überlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter oder, wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“

Goethe in „Dichtung und Wahrheit“, VII. Buch.

G o t t

Die Größe deiner Majestät
Erkenn' ich aus den kleinsten Dingen,
Dein Arm, der über alles geht,
Kann Wasser aus dem Felsen zwingen.
Du sprichst ein Wort, so wird es Licht,

Bedroh' das Meer, es regt sich nicht,
Befiehl, so wird die Flut zu Flammen,
Du winkst, so steht der Sonnenlauf,
So tu'n sich Tief' und Abgrund auf,
Und werfen Erd' und Stern zusammen.

Abendlied

Der Feierabend ist gemacht.
Die Arbeit schläft, der Traum erwacht,
Die Sonne führt die Pferde trinken.
Der Erdkreis wandert zu der Ruh.
Die Nacht drückt ihm die Augen zu,
Die schon dem süßen Schlafe winken.

Mein Abendopfer ist ein Lied,
Das dir zu danken sich bemüht.
Die Brust entzündet Andachtskerzen.
Gefällt dir dieser Brandaltar,
So mache die Verheißung wahr:
Gott heilet die zerschlagenen Herzen.

Das müde Haupt sinkt auf den Pfuhl,
Doch wo ich ruhig schlafen will,
So muß ich deinen Engel bitten.
Der kann durch seine starke Wacht
Mich vor dem Ungetüm der Nacht
Um meine Lagerstatt behüten.

Über Johann Christian Günther

Von Ernst Lissauer (Wien)

Die Lyrik der sogenannten „zweiten schlesischen Dichterschule“, die zwischen 1650 und 1700 am Werk war, verdient im allgemeinen durchaus ihren schlechten Leumund: nicht spielend, sondern spielerisch; nicht großen Tons, sondern pompös schallend; nicht leidenschaftlich liebend, sondern lüstern tändelnd. „Barock“ nicht im Sinne jener mächtigen Baukunst, sondern in dem erniedernden Sinne, der dem Worte von späteren Geschlechtern zugemessen wurde: ein Übermaß prunkhaften Wortehäufens ohne gemäßen inneren Drang, ein in jedem Sinne geiles Wuchern äußerlichsten Worttumes. Wohl sind Hofmannswaldau, dem bedeutendsten unter den späteren Schlesiern, auch einige schlachtere volksliedhafte Töne gelungen, im Allgemeinen aber gilt diese Kennzeichnung durchaus auch von ihm.

Ein Schlesier war nun auch Johann Christian Günther, aber mit jenen landsmännischen Poetastern hat er keinerlei menschliche und dichterische Züge gemein. Indessen, Günther steht nicht so vollkommen vereinzelt und unvorbereitet in der Folge der deutschen Lyrik, wie oft behauptet wird. Seine geistlichen Gedichte gehören, so persönlich und unterschieden sie sind, dennoch in den großen Bereich des evangelischen Kirchentones, ja sie sind ohne manche frühere Klänge, etwa Ringwaldts oder Paul Gerhardts, schwerlich denkbar.

Dies aber zeichnet das menschliche Wesen und das Gedicht Günthers vor allen andern aus: die ungeheure Subjektivität, mit der er sich selbst darbringt, und mit der er die Welt ergreift. Sechzig oder siebzig Jahre früher hatte der Dichter Paul Fleming ein Sonett „An Sich“ geschrieben, in dem es heißt:

„Sei dennoch unverzagt. Gib dennoch nichts verloren,
Weich deinem Schicksal nicht. Steh höher als der Neid,
Vergnügen dich an dir und acht es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.“

Und weiter:

„Nimm dein Verhängnis an . . .

Sein Unglück und sein Glücke

Ist sich ein jeder selbst.“

Dies imposante Ichtum, das Flemings stärkstes Gedicht nur verkündet, wird in manchem Betracht durch Günther verwirklicht; er schreibt die großartigen Verse:

„Das Fernglas darf ich auch nicht erst gen Himmel drehn.
Ich bin der Erden nah, hier leben große Wunder,
Die größten in mir selbst.“

Alles große Dichten ist ein Entdecken oder Wiederentdecken von Mächten des Lebens, die von jeher vorhanden, aber nicht erkannt oder vergessen worden waren: jenes vegessene Ich, das hundert oder hundertfünfzig Jahre zuvor in den italienischen Künstlern und den eng-

lischen Dramatikern emporgebrochen war, steht nun in Günther von Neuem auf. Er greift in sein eigenes, volles, übervolles Menschenleben. Wir kennen aus seinen Gedichten sein ganzes Dasein, seine Wanderschaften und Kämpfe, das Mädchen, Leonore, das er geliebt, und die vielen Frauen und Mädchen, mit denen er Liebschaften gehabt hat; wir erfahren, daß er Bier in Unmengen gesoffen und den ganzen Tag mit Leidenschaft geraucht hat. Und so sind seine Gedichte auch voller tagtäglicher Gegenstände: Stab, Bast, Fernrohr, Zucker, Kerze, Kaffee, Leinwand, Spitzen, Arzenei, Ring, Rock und so weiter. Er erinnert, auch in seiner Lebensführung an jene tollen dichterischen Genossen Shakespeares, etwa Marlowe, er ist der erste „Stürmer und Dränger“, er ist bis zu Bürger hin der einzige, der sich selbst in der Dichtung ohne Hemmung und Schonung hingibt, preisgibt. Sein Leben verbrauste in Leidenschaften und Lastern; Goethe, der die unermesslichen Gefahren der wühlenden Unter-Kräfte wußte, und dessen ganzes Leben ein Kampf ist, die eingeborenen Gewalten zu bändigen, sprach aus diesem selbst erhaltenden, selbst gestaltenden Willen heraus das berühmte Wort über Günther: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“ Nein, die andern, die keine Brunst und Inbrunst zu zähmen hatten, denen zerrann ihr Dichten, aber Günther sind herrlichste Gesänge zuteil geworden, die so lange währen werden wie Goethesche. Freilich, seine Gedichte sind häufig zu lang, und tote Strophen müssen aus den lebendigen herausgeschnitten werden. Allenthalben aber hinreißende Strophen, mächtige Zeilen, unvergeßbare Gleichnisse. In einem Gedicht an Leonore heißt es:

„Wo ich sitze, steh und liege,
Stehst und liegst du nebenan,
Dass ich auch die kleinsten Züge
Deiner Bildung zählen kann:
Greif ich aber mit der Hand,
Fang ich nichts als Luft und Wand.“

Eine Klage:

„In den Wäldern will ich irren,
Vor den Menschen will ich fliehen,
Mit verwaisten Tauben girren,
Mit verscheuchtem Wilde ziehn,
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräfte sich verschrein,
Und da soll ein Grab vom Laube
Milder als dein Herze sein.“

Welche Kraft in den Anfängen der Strophen:

„Von der Welt!
Ist ein Wort, das mir gefällt!“

Oder:

„Gute Nacht,
Grab und Gruft ist schon gemacht.“

Und welche Kraft in manchen Schlüssen! Ein Schimpfgedicht an eine frühere Geliebte schließt mit den Zeilen:

„Du magst es noch so lange treiben;
Das Fuhrwerk der gewünschten Eh'
Wird doch im Drecke stecken bleiben,
Dies wünscht ein frommer Christ: Adje.“

Es ist, als ob die Tür ins Schloß fällt; noch nach zweihundert Jahren fällt sie ins Schloß. Die Seele dieses Johann Christian Günther barg unter anderem auch Züge von Niedrigkeit und Gemeinheit; eben dieses gehässige Abschiedsgedicht bezeugt es. Jedoch, diesen Kampf zwischen Engel und Tier, zwischen Gott und Teufel, erleben wir in seinen Gedichten mit voller Unmittelbarkeit. Und gewaltig wie seine Leidenschaft, wie sein Sich-Aufrecken und Empor-trotzen, war auch seine Zerknirschung, seine Einkehr, seine Reue, seine Klage, sein Ringen wieder aufwärts gen Gott, um Gott. Und dies unterscheidet nun seine geistlichen Gedichte von den früheren Kirchenliedern: jene bekannten eine allgemein menschliche Verschuldung und Schwäche, Günther aber ruft aus persönlichstem Fall und Fehl. Seine geistlichen sind von seinen weltlichen Gedichten gar nicht zu scheiden, sie sind persönlich eigenste, unmittelbar erlebte Bekenntnisse des einmaligen Ich. Dort wirbt er, liebt, liebelt, verführt, genießt, schweift aus, taumelt, hier liegt er gestürzt, krank, vereinsamt, arm, sterbend in Not und Kummernis. Sternschnuppengleich in glühendem Bogen fuhr sein kurzes Leben dahin und verzuckte, aber viele seiner Strophen fahren und zucken heute wie einst, und sie werden nicht zerbersten. Denn seinem lohenden Temperament ist bildende Künstlerschaft gesellt. Der ganze Mann in Mark und Muskeln zittert vor Seins- und Bildkraft, beides ist in ihm eins. Mit unmittelbarer Einheit brechen Gefühl und Wort hervor. Er weitet, dehnt, lockert, biegt die Strophe, aber er zerfetzt sie nicht. Und so gibt er, alles in allem, eine Selbstdarstellung des sich selbst fühlenden, unabändigen, leidenschaftlichen Menschen, wie sie in der gesamten deutschen Lyrik nur ganz selten geschaffen worden ist. Und so steht er in der Lyrik seiner Zeit und des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt einsam und überlebensgroß da. Wohl aber ist es erlaubt, ihn geistesgeschichtlich den großen Musikern und Baumeistern seiner Epoche beizutragen. Seine oft breitausladende, weitgespannte Strophe erbebt in tiefaufhohender Odemkraft, gleich dem weltlich wuchtigen Konzerte Händels; seine Zerknirschung, seine Zerschmetterung reicht an die verzweifelte Inbrunst Bachscher Passionsarien; die Weite und Gewalt seines Wesens, gerade das Unbändige und Schweifende, gemahnt an die ohne Maß verzückten Bau-Phantasien hoher Barockmeister. Unter den Dichtern aber ragen nur jene über ihn, die von gleichem Furor und Feuer brannten und dennoch obsiegten: jener Schiller, von dem Goethe sagte:

„Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

und Goethe selbst, der seine eigene Forderung erfüllte:

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.“



Partie an der Bartsch bei Rützen
Aus „Die niederschlesische Ostmark und der Kreis Kreuzburg“

Die niederschlesische Ostmark

Von Fritz Wenzel

Jeder Deutsche, bis zum kleinen Schulknaben hinab, weiß heute über die Zerreißung Oberschlesiens Bescheid. Über die Frage des Rechtes und Unrechtes in diesem trüben Kapitel der Nachkriegspolitik besteht heute nicht der geringste Zweifel mehr. Man kann sagen, daß selbst Lord George heute über Oberschlesien richtig informiert ist ...

Aber wer weiß etwas von den Leiden der niederschlesischen Ostmark? Wer, selbst in Schlesien, vermag sich über die Lage genau Rechenschaft zu geben?

Es wird Zeit, daß wir uns mit der Not unserer schlesischen Brüder beschäftigen. Sie wenden sich an uns mit einem Buch: „Die niederschlesische Ostmark und der Kreis Kreuzburg.“*) Dieses Buch ist ein Notschrei und eine Anklage. Es bringt sachliche Aufsätze über die Kreise Guhrau, Trebnitz, Militsch-Trachenberg, Groß-Wartenberg, Oels, Namslau, Kreuzburg, geschrieben von berufenen Vertretern, vom Landrat, vom Bürgermeister, von Fachleuten. Geschichte, Wirtschaft, Land und Leute stehen zur Erörterung, und aus allen diesen streng objektiv geschriebenen Aufsätzen hebt sich mit erschreckender Deutlichkeit das gleiche Bild: diese Kreise sind Organismen, die dahinsiechen, weil man ihnen durch das

*) Herausgegeben vom Ersten Bürgermeister a. D. Bruno Salomon und dem Generalsekretär Erwin Stein. Band I der Monographien deutscher Landschaften. Deutscher Kommunal-Verlag G. m. b. H., Berlin-Friedenau.



Phot. H. Klette, Breslau

Marktplatz Trachenberg

Aus „Die niederschlesische Ostmark und der Kreis Kreuzburg“

Versailler Diktat die freie Betätigungsmöglichkeit genommen oder sie gar zerstückelt hat! Durch Überrumpelung gelang es den Polen bei den Verhandlungen in Versailles im letzten Augenblick, sich die abstimmungslose Abtretung von niederschlesischen Grenzgebieten zu sichern. Im Kreise Guhrau wurden fünf deutsche Ortschaften um der Bahnlinie Rawitsch—Lissa willig abgetrennt. Der deutsche Kreis Groß-Wartenberg mußte, ohne daß ein strategischer oder wirtschaftlicher Grund ersichtlich wäre, zur Hälfte polnisch werden. Vom Kreis Namslau riß man das Reichthaler Ländchen los (eine Probeabstimmung 1919 ergab 93 Prozent Stimmen für Deutschland). Hören wir den letzten Satz des Namslauer Landrates: „Deutsch, wie er stets gewesen ist, wird der Kreis Namslau bleiben, und weiter brennen wird die ihm geschlagene schwere Wunde: — Reichthal, von altersher dem Kreise Namslau zugehörig, kerndeutsches Land.“

Die Lostrennung der Provinz Posen hat das alte Eisenbahn- und Straßennetz vollkommen zerrissen. Die Bahnlinie Rawitsch—Lissa, früher eine Hauptschlagader des Verkehrs, ist polnisch geworden, und die Anschlußbahnen von Guhrau und Herrnstadt hängen heute als Sackbahnen in der Luft. Unterbrochen sind die Bahnen Militsch—Krotoschin, Namslau—Kempen, Festenberg—Ostrowo und Groß-Wartenberg—Kempen. Kein Zug fährt hinüber, denn die Schienen sind auf polnischer Seite aufgerissen. Unter den unzulänglichen Verkehrsverhältnissen leiden Stadt und Land gleich schwer. Rücksichtslos hat man seit Jahrhunderten bestehende Wirtschaftsgebiete durchschnitten. Die nahegerückte polnische Grenze stellt sich

Handel und Verkehr als unübersteigbare Mauer entgegen, die Städte haben ihre alten Absatzgebiete verloren. Geben wir einige Beispiele für die Auswirkung: Festenberg hatte vor dem Kriege 260 selbständige Tischlereien, heute sind nur noch 130 im Betrieb. Der Landkreis Kreuzburg verlor sein Absatzgebiet im Industriebezirk Kattowitz und kann heute infolge der Transportkosten nur durch unzureichende Preise konkurrieren. Die Stadt Kreuzburg, im Zentrum der Bahnlinie Kattowitz—Posen gelegen, beherbergt wichtige Eisenbahnämter mit zahlreichen Beamten. Nach Vollendung der polnischen Umgehungsstraße werden auf der Kreuzburger Linie statt 100 oberschlesischer Kohlenzüge täglich nur noch zwei verkehren, die Eisenbahnämter werden verschwinden. Ähnliche Beispiele für schwere Schädigungen könnten in allen Grenzkreisen gegeben werden.

Schnelle Maßnahmen sind geboten, um unseren bedrängten Landsleuten zu helfen. Die Forderungen der einzelnen Kreise sind völlig übereinstimmend. Das Eisenbahn- und Straßennetz muß den neuen Verhältnissen angepaßt werden, insbesondere müssen die Linien Guhrau—Herrnstadt, Groß-Wartenberg—Namslau und Wohlau—Trebnitz—Oels geschaffen werden. Die Bartsch und ihre Nebenflüsse, insbesondere die Horle und die Schätzke, müssen endlich so reguliert werden, daß sich Hochwasserkatastrophen wie im Jahre 1926 nicht wiederholen können. Hilfsmaßnahmen für Industrie und Wirtschaft sind nötig, bis sich neue Absatzwege eröffnet haben. Das Schulwesen ist auf Grund der veränderten Lage weiter auszubauen. Die gefährdeten Grenzgebiete sind der Siedlung zu erschließen, ein Wall von deutschen Kleinbauern ist der polnischen Welle entgegenzustellen.

Das Buch erzählt aber nicht nur von der heutigen Not, sondern auch von mutigem Kampfe fürs Deutschtum zur Zeit der Korfantyeinfälle, und von der Schönheit der Städte und des Landes. Manches gute Bild weiß davon zu künden. Darum, Schlesier, besucht auch einmal diese alten kleinen Grenzstädte, wandert durch die Eichenwälder zu den Teichen, über die Höhen des Katzengebirges in die einsame Bartschniederung. Das Buch aber sei uns ein Dokument des uns geschehenen Unrechts.

Lurch, Dachshund

Von Mechthilde Lichnowsky

Die Natur in ihrem unerforschlichem Ratschluß und in ihrer nur schwer zu hintergehenden Diskretion hat es so eingerichtet, daß der Hund, ehe er es zum Sprechen bringt, diese Welt verläßt und uns, die wir soviel älter werden als er. Die Beziehung des Hundes zum Menschen ist ein größeres Wunder als die Phänomene der Licht- und Schallwellen, der Elektrizität, der Chemie usw. Es gibt Käfer, die bei Ameisen leben und von ihnen gefüttert werden. Niemand weiß, ob sie dort Wächterdienste verrichten oder sonst den Ameisen nützlich und angenehm sind. Obgleich fremde Insekten gern verspeist werden, läßt die Herrschaft in diesem Fall zarteste Gastfreundschaft walten. Man will entdeckt haben, daß diese Käfer köstlichen Nektar aus einer Drüse sekretieren, der die Ameisen in alkohol- oder nikotinartigen Rausch versetzt.

Aber beim Hund ist mehr als das in der Natur bekannte Schmarotzertum, das auf Futter- und Schlafstätte basiert. Werden wir das jemals ergründen?

Lurch läuft vor mir her, nichts zu suchen ist sein Sinn, aber er findet beständig wichtige Annoncen, die er liest, einige liest er mehrmals, ernst und ohne sich viel dabei zu vergeben. Manchmal scheint es, daß er, so wie wir beim Lesen, eine Zeile übersprungen hatte und den Sinn nicht mehr versteht. Er muß dann zwei Zeilen zurückgehen, findet den Zusammenhang und macht eine Randbemerkung, zuweilen mit unterstrichener Unterschrift, zwei, drei Mal unterstreicht er mittels linker Hand und rechtem Fuß und rechter Hand und linkem Fuß, stark nach rückwärts schreibend, den Kopf aber sinnend erhoben, schon ins Weite riechend.

Daß er schwarz und seidig wie ein Zylinderhut ist und an Händen und Füßen rotbraune Dogskin-Handschuhe trägt, ist selbstverständlich. Er hatte acht Geschwister. Als er, sechs Wochen alt, vor mir stand und ich mich von 1,71 m auf 14 cm herabbeugte, ihn liebvoll zu beschnüffeln, weil junge Dachshunde eminent riechen, wie schon Buffon wußte („... le basset a l'haleine douce et un petit pli au coin de la bouche . . .“), hob er den Kopf empor mit gestrecktem Hals und zurückfallenden Ohren, das rosa Futter nach außen gekehrt, und blieb so, ganz Anbetung, ganz Hingabe, die lange Nase fast vertikal nach oben gestellt. Diese Stellung nimmt er auch heute noch ein, wenn ihn seine Liebe zu mir oder seine Rührung über sich selbst übermannt. Er leckt nicht, er pfeift leise durch die Nase und hält den Kopf verzückt nach oben. Als er heranwuchs, aß er leidenschaftlich gern wollene Stoffe und Taschentücher. Die Taschentücher kamen wieder, in Appenzeller Falten plissiert, unversehrt, nicht einmal durchlocht. Eines Tages aß er einen Schwamm, der zur Befeuchtung von Briefmarken in einem Behälter auf dem Schreibtisch liegt. Ich ging auf der Stelle zum Tierarzt; denn ich hielt den Schwamm für einen lebensgefährdenden Fremdkörper, der sich im Magen mechanisch vergrößern mußte, ohne den Magenausgang passieren zu können. Der Arzt machte eine Injektion, die Erbrechen bewirken sollte, was auch innerhalb von wenigen Minuten erfolgte und den Schwamm zu zurückbrachte.

Für alles, was Lurch haben möchte, wartet er auf, und ich habe zu wissen, um was es sich gerade handelt. Dabei schaut er mir gerade ins Auge, hält die Nase tief auf die Brust, den Schweif wie ein Specht als Stütze lang auf den Boden gestreckt. Und so bleibt er, wortlos, intensiv.



Der Liebesschwur
Zeichnung von Mechthilde Lichnowsky

„Darf ich auf den Schoß springen?“

Ehe ich geantwortet habe, röhrt er sich nicht. Sage ich, ohne die Worte besonders zu betonen: „Na, also spring in Gottes Namen rauf!“, schon ist er oben.

Er wartet auch vor Tieren auf, z. B. wenn Romein, der abessynische Kater, zu essen bekommt; dabei sieht er nicht mich an, sondern die Katze. In Gastein wollte er mit einem überlebensgroßen Bernhardiner spielen, der das unter seiner Würde fand. Da lief Lurch vor ihm her, drehte sich um und wartete auf. Vor einer Hündin, die man schützen wollte und vom Boden aufhob, machte er ein stilles, ausdrucksvolles Männchen. Auch für negative Wünsche bittet er in dieser Weise, z. B. wenn er sieht, daß ich eine Medizinflasche nehme, in der er Ricinus vermutet, oder einmal, als ich ihn in Karlsbad an den Sprudel führte, den er für einen kochenden Teufel hielt. Sein Gesicht sagte deutlich: „Um Gotteswillen, tu mich nicht da hinein!“ Sein Vertrauen in mein Verständnis für ihn ist — mit Recht — unbegrenzt. Er weiß, daß ich hundisch spreche, aber er kann auch menschisch. Er umarmt mich regelrecht ohne zu lecken und sagt mir leise ins Ohr, was er will. — Es kann vorkommen, daß er unvorhergesehen dringend etwas braucht, Ausgang oder Wasser, oder seine Decke ist ihm aus dem Bett gefallen, während ich am Schreibtisch sitze. Ob ich nun arbeite oder nachts schlafe, plötzlich ist er oben bei mir, umhalst mich mit beiden Armen und sagt mir etwas ins Ohr. Er hat einen unwiderstehlichen Trick: wenn ich ihm sage „Lurch, ich hab' Kummer“, schon ist er auf dem Schoß, hält die Arme fest um meinen Hals und weint mit hocherhobenem Gesicht, um mich nur ja nicht mit der Schnauze zu berühren. Er tröstet eine zeitlang, und wenn es gelungen ist, geht er wieder an seinen Platz zurück, nicht ohne wiederholt zu mir herüberzuspähen, ob sich auch kein neuer Kummer meldet. Ein Wiedersehen nach Trennung ist dramatisch. Zwischen Weinen, Wedeln, Springen, Lachen und Bellen weiß er nicht mehr, was ihn befreit, und so legt er sich auf den Rücken, um dann in einem Satz vom Boden weg wieder in meine Arme zu fliegen, wo er sich lange nicht beruhigen kann. Anders ist das Wiedersehen nach einigen Stunden Abwesenheit, und ganz raffiniert, wenn ich spät nachts nach Hause komme und er noch nicht im sogenannten Hauptbett liegt, sondern in der Halle, in seinem Tageskorb. Erst drehe ich das Licht an, dann lege ich den Mantel ab. Nun kommt er, heißgeschlafen, ist im Nu auf dem Tisch, wo eine Céladonschale steht, ich trete heran, er legt die Hände an den Hals, sagt keinen Ton, aber sein Schweif geht in regelmäßigm Rhythmus gegen die Céladonschale, und so läutet er bim — bim — bim — das Wiedersehen ein, ganz ernst, ohne Ausnahme bei jeder abendlischen Wiederkunft.

Zuweilen verstecke ich im Zimmer einen Leckerbissen, Kalbsknochen oder Biskuit. Während des Versteckens wird er in einem anderen Zimmer eingesperrt. Kein Versteck ist ihm zu schwer, er bedient sich zunächst nicht seiner Nase. Mit dem Verstand weiß er: „Sie hat mir was versteckt“ und nun sucht er mit dem Verstand, d. h. systematisch jeden Stuhl ab, dreht jedes Kissen um, erhebt sich bei jedem Möbel auf die Hinterhand und betrachtet die erreichbare Oberfläche, geht um das ganze Zimmer, dreht mit Nase und Pfoten den Teppich um, weil etwas darunter sein könnte, bis er plötzlich Wind bekommt; dann gibt es kein Versteck, das raffiniert genug wäre — seinem Detektivspürsinn gelingt es immer, das Gesuchte aufzudecken.

Wenn er sich in einem Geschäft langweilt, wo ich etwas zu besorgen habe, wartet er plötzlich auf. Das heißt: „Entschließe dich! Nimm das Paar Handschuhe und gehen wir in Gottes Namen!“

Jetzt ist er sieben Jahre alt, und schon lange frißt er keine Decken mehr, aber frisches Packpapier von einem eben angekommenen Paket und Pappschachteln zerbeißt er gern. Einmal stellte sich plötzlich beim Bridge heraus, daß wir nur einundfünfzig Karten hatten. Unter dem Spieltisch, den er als Hütte benutzt, obgleich er riskiert von einem der acht Beine gestoßen zu werden, insbesondere bei einer Renonce, — saß Lurch mit einem befriedigten, noch sehr lebhaften, unschlafigen Gesicht. Ich hatte gleich Verdacht, sperrte seinen Krokodilrachen auf und sah im Schlund ein Coeur sitzen.

Er hatte die Coeur sieben gegessen.

(Aus dem ungedruckten Manuskript „Lurch in Carlsbad“.)

Grenz- und Auslandsdeutschtum und Schule

Von Walter Krebs

„Das deutsche Volk mußte den Weltkrieg verlieren, um sein Volkstum zu gewinnen.“ Gemeinsame Not und gemeinsam getragenes Leid haben dem deutschen Volke erst das Volkszusammengehörigkeitsgefühl zum Erlebnis gemacht. Die Wiederentdeckung des Auslandsdeutschtums und seiner tiefen Bedeutung für das Gedeihen des Volksganzen und die Schaffung des Grenzlandsdeutschtums durch die Abschlußverträge des Weltkrieges haben auch ihr Teil dazu beigetragen. Die Kunde vom Grenz- und Auslandsdeutschtum ist im letzten Jahrzehnt zu einer neuen Wissenschaft geworden, deren Eingliederung in die Schule, in die Erziehungs- und Unterrichtspläne eine Notwendigkeit wurde. Gerade für unsere Grenzprovinz Schlesien erwächst hier eine besondere Aufgabe. Langsam nur vollzog sich dieses Eindringen des neuen Stoffes und die Umstellung von Schule und Lehrerschaft in diesen Dingen. Jahrelang war die Bewegung auf die Wirksamkeit einzelner Persönlichkeiten angewiesen; eine gewisse Ungleichmäßigkeit war die Folge. Aber es ist gut so. Diese Volkstumsbewegung, wie wir sie im weitesten Sinne nennen können, ist organisch gewachsen, und es bedarf jetzt nur einer gewissen Übersicht und Zusammenfassung.

Dieses ganze neue Gebiet der Fragen des Grenz- und Auslandsdeutschtums gehört ganz eigentlich zur Deutschkunde und damit wiederum in alle Schulgattungen hinein. Es wird durch eine gemeinsame gleichmäßige tiefe Einstellung zu diesen deutschen Volkstumsfragen bei allen Lehrern und Schülern von der Volksschule bis zur Hochschule eine stärkere innere Zusammengehörigkeit und Einheit geschaffen, als sie durch Formen äußeren Zwanges gegeben werden kann. Gewiß hat jede Schulgattung ihre besondere Aufgabe auf diesem Gebiet. Die Volksschule wird vor allem das gefühlsmäßige Erfassen der Zusammengehörigkeit aller Glieder des deutschen Volkskörpers zu pflegen haben. Auf dieser Grundlage aufbauend werden die höheren Schulen dann die wissenschaftliche Seite und die wirtschaftliche Bedeutung des Grenz- und Auslandsdeutschtums zu behandeln haben, während der Hochschule besonders die Erforschung aller außen- und kulturpolitischen Verhältnisse unserer Minderheiten im

Auslande sowie die Heranbildung wissenschaftlich geschulter Führer im Volkstumskampfe vorbehalten bleibt.

Bei den Hochschulen ist die Voraussetzung für diese Arbeit die Einrichtung von Lehraufträgen und Seminaren oder Instituten für die Fragen des Grenz- und Auslandsdeutschstums. Bisher bestehen solche bei den Universitäten in Marburg, Leipzig und Wien, und in Württemberg scheint man die Absicht zu haben, dem deutschen Auslandsinstitut in Stuttgart durch die Einrichtung einer Professur in Tübingen den nötigen wissenschaftlichen Unterbau zu geben. Hier sind bedeutsame Anfänge gemacht, die aber dringend des weiteren Ausbaues bedürfen, um unserer Lehrerschaft das geistige Rüstzeug zu ihrer Arbeit in der Schule auf diesem Gebiete zu geben.

Besonders für unsere heimische Grenzlandsuniversität Breslau muß hier die Forderung erhoben werden nach Einrichtung eines Lehrstuhls für die Wissenschaft des Grenz- und Auslandsdeutschstums, für das Studium der Minderheitenverhältnisse in Polen und Sudetendeutschlands. Die Anlehnung an das schon bestehende Osteuropainstitut dürfte die Gründung erleichtern.

Wie steht nun die deutsche Schule im engeren Sinne, d. h. die Volks-, Mittel- und höhere Schule zu diesen deutschen Kulturfragen? Es ist nicht ohne Bedeutung, hier zunächst den Blick einmal 20 Jahre zurückzuschweifen zu lassen. Damals gab es für uns im gesicherten Deutschen Reich keine Sorgen über ein bedrohtes deutsches Volkstum. An den Reichsgrenzen hörte das Deutschstum auf, bei uns lebhaftere Teilnahme zu erwecken. Der schwere Kampf der deutschen Volksgenossen z. B. in Böhmen und Ungarn wurde als eine österreichisch-ungarische Staatsangelegenheit betrachtet. Und wenn z. B. im Jahre 1908 die Breslauer Studenten in heller Begeisterung und stark erlebtem deutschem Volksgefühl hinüber nach Prag fuhren, um ihren bedrohten Brüdern beim Kampf um die Grundsteinlegung der neuen (nie erbauten) deutschen Universität zu helfen, wurden sie einmal bestaunt und dann von allen amtlichen Stellen fast gewaltsam, allerdings vergeblich, zurückgehalten. Ein anderer Maßstab für die damalige Teilnahme des deutschen Volkes an diesen Fragen ist die Mitgliederzahl des deutschen Schulvereins (heute V. D. A.) in jenen Jahren: 50 000 Mitglieder bei 60 Millionen Deutschen im Reiche! Heute zählt der V. D. A. über 2 Millionen in seinen Reihen bei 62 Millionen Einwohnern im Deutschen Reich.

In die deutsche Schulstube fanden vor 20 Jahren diese Dinge so gut wie gar keinen Eingang. Der brave Hopf und Paulsiek brachte in seinem Naturbilderteil wohl eine Schilderung von des Regenwurmes ehrbarem Lebenswandel, behandelte in seinen Lesestücken fremde Länder ohne des Deutschstums dort und seiner Kulturarbeit zu gedenken. Darüber hat G. Fittbogen in seiner kleinen Schrift „Das Deutschstum im Auslande in unsren Schulen“ schon im Jahre 1912 geklagt. Das vielverbreitete Geschichtslehrbuch von Neubauer brachte im Jahre 1912 nur im ganzen drei kurze Erwähnungen über die Deutschen im Auslande, während dasselbe Buch heute in seinem Oberstufenteil drei Seiten darüber bringt. Im Jahre 1900 gab das geographische Lehrbuch von Seydlitz noch Anweisung, den Schülern die madjarischen Namen für die alten deutschen Städte Preßburg, Kronstadt und Herrmannstadt einzupauken, ein Irrweg, gegen den sich dann noch im Jahre 1912 die hessische Unterrichtsverwaltung wandte.

Diese ersten Anzeichen einer Wandlung zeigten sich im Jahre 1909. Damals forderte als erste die Frauenortsgruppe Dresden des heutigen Vereins für das Deutschstum im Aus-

lande, daß die obligatorische Einstellung der Bedeutung unseres Auslandsdeutschums in den Geographie- oder Geschichtsunterricht zu verlangen sei. Es folgten Eingaben des Hauptvorstandes an die Kultusministerien der einzelnen Länder und die Einsetzung eines Ausschusses zur Gewinnung der Lehrerschaft. Beides hatte Erfolg. Die Ministerien bezeugten ihre Bereitwilligkeit durch Erlasse besonders in Preußen und Hessen, und in Württemberg erkannte eine Ministerialverfügung vom Jahre 1910 zuerst, daß es sich hier um mehr als unterrichtliche Belehrung, vielmehr eine wichtige Frage der Charakterbildung handle. Diese Verfügung machte es auch den Schulen zur Pflicht, auf einen deutschen Nationalfehler hinzuweisen, nämlich den, daß deutsche Auswanderer im Auslande möglichst schnell ihre deutschen Namen ablegten.

Als im Jahre 1922 zum ersten Male das Jahrbuch des V. D. A. erschien, behandelte Dr. G. Fittbogen im Anschluß an sein Heft von 1913 nochmals das Auslandsdeutschum in der Schule, indem er jetzt schon ganz bestimmte Fingerzeige für Eingliederung des neuen Stoffes in den deutschen, geschichtlichen und erdkundlichen Unterricht gab und Forderungen bezüglich der Umgestaltung der Lehrbücher stellte. Der Aufsatz ist noch heute zur Einführung in diese Fragen sehr lesenswert.

So war die Bewegung ins Rollen gekommen. Als im Jahre 1925 die Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schulen Preußens erschienen, zeigte sich der Erfolg dieser stetig wachsenden Bestrebungen auch hier. Von amtlicher Seite wurde jetzt die Kunde vom Grenz- und Auslandsdeutschum in die Lehrpläne eingebaut. Grundsätzlich wird schon in den methodischen Bemerkungen zum deutschen Unterricht „das ganze Deutschtum als eine große geistige Einheit betrachtet, die weit über die jetzigen Grenzen hinausreicht“. „Der Deutschunterricht hat die Beziehungen zu den Auslandsdeutschen zu fördern und das Verständnis für die schweren Kämpfe, die sie um die Behauptung ihrer geistigen Eigenart führen müssen.“ Die großen Dichter gehören dem ganzen Volke, auch den Teilen, die heute außerhalb der deutschen Reichsgrenzen leben, und die großen deutschen Dichtungen ebenso wie die Sprache, in der sie geschrieben sind, sind ein sicheres und gemeinsames Gut aller Deutschen. So klingt es uns aus dem ersten Teil der Richtlinien entgegen, und wir freuen uns dieser starken Betonung eines weitgefaßten deutschen Kulturbegriffes. Auch bei der Geschichte wird darauf hingewiesen, daß sie für die Bedeutung des Deutschtums in den abgetretenen Gebieten und im Auslande und für das Schicksal Deutsch-Österreichs Verständnis und Teilnahme zu erwecken hat. Mit dieser Unterstreichung des großdeutschen Gedankens sind wohl auch hier berechtigte Wünsche erfüllt. In den methodischen Bemerkungen zur Erdkunde vermissen wir dagegen jeden Hinweis auf diese Fragen. Und doch scheint es wichtig darauf aufmerksam zu machen, daß hier gerade die geopolitische Bedeutung der Grenzlandsräume und die wirtschaftlichen Verhältnisse der Grenz- und Auslandsdeutschen besonders zu behandeln wären. Den Gründen, warum das Deutschtum z. B. in den Vereinigten Staaten dem Untergange verfällt, während es z. B. in Südamerika und im Osten und Südosten Europas wurzelhaft wird, wäre nachzugehen. Die besondere Berücksichtigung des Grenz- und Auslandsdeutschums bei der Anfertigung von Karten und Statistiken könnte erwähnt und auf eine eingehende Behandlung des Problems der Minderheiten könnte hingewiesen werden. Wanderfahrten werden empfohlen, Grenzlandsfahrten sollten hinzugefügt werden.

Auch bei den Lehraufgaben, dem zweiten Teile der Richtlinien, lassen sich noch mancherlei Ergänzungen machen. Erfahrungsgemäß ist gerade die Unterstufe, auch schon die Quinta, durch diese Stoffe leicht zu fesseln. Wenn nun in der Geschichtserzählung Otto v. Bamberg und die Christianisierung des Ostens behandelt werden soll, so dürfte daneben die Kolonialisierung und Germanisierung des Ostens d. h. eben die Entstehung des östlichen Grenzlandsdeutschstums nicht fehlen. Für die Tertia ist die Behandlung von Personen und Ortsnamen besonders der engeren Heimat gefordert. Weite Ausblicke bekäme der Schüler, wenn er hiernach auf dem Atlas deutsche Ortsnamen in Rußland, Ungarn oder gar Südamerika aufsuchen würde und zu ihrer sprachlichen und geschichtlichen Deutung angehalten würde. In O III müßte neben dem Kampf um die Sprachreinheit auch der Kampf um die Sprachgrenze und die sprachlichen Zustände im gemischt-sprachlichen Gebiet behandelt werden.

Die Untersekunda, die im besonderen das Verhältnis des einzelnen zu Volk und Gesellschaft hervortreten läßt, sollte es nicht versäumen, den Gedanken, daß Volksgemeinschaft über die Staatsgrenzen hinausgreift, ergänzend daneben zu stellen.

Der Prima ist die Behandlung österreichischer, Schweizer, niederdeutscher Dichter empfohlen; auch ausgesprochen grenzdeutsche Dichter (z. B. Kolbenheyer, Watzlik, Hohlbaum, Ad. Müller-Gutenbrunn) sollten zusammenhängend behandelt werden. Hier wäre Gelegenheit, das Wesen des Grenzgeistes herauszuarbeiten, jenes deutschen Geistes, der für unsere Erneuerungsarbeit von ganz besonderer Bedeutung ist.

Zur Bildbetrachtung dieser Klassen ist zu sagen, daß hier der Ort wäre, die deutsche Kunst der Kolonisationsgebiete (z. B. Prag) und der abgetretenen Gebiete (z. B. Straßburg) besonders zu würdigen.

Auch die Musik könnte zeigen, welcher Schatz an grenz- und auslandsdeutschen Volksliedern uns noch fast ganz unbekannt ist.

Aber auch andere Fächer können dem Gedanken dienen. In den neueren Sprachen versuchen wir, die fremde Volksart zu erfassen, um die eigene besser zu verstehen. So kann z. B. eine Behandlung der Schutzvereine, die fremde Völker, z. B. die Franzosen, in opferwilliger und mustergültiger Weise für ihre kulturellen Belange im Auslande unterhalten, sehr wohl dazu dienen, das Verständnis für solche Schutzarbeit auch bei uns zu wecken.

So ist der Rahmen weit gespannt. Wie steht es nun in der Praxis mit der Behandlung unseres Stoffes? Wo Persönlichkeiten im Unterricht stehen, die mit lebendigem Wissen um diese Dinge ausgerüstet und von der tiefen Bedeutung dieser Fragen durchdrungen sind, da wird von selbst bei jeder Gelegenheit die Knüpfung der Fäden über die Grenze erfolgen. Da das aber nicht überall der Fall ist, so müssen Hilfsmittel Anregungen geben. Das sind in erster Reihe unsere Lese- und Geschichtsbücher. Alle haben sie in den letzten Jahren große äußere und innere Wandlungen durchgemacht, und die Anregungen Fittbogens und des V. D. A. sind auf fruchtbaren Boden gefallen. Die bekannten deutschen Lesebücher wie Lebensgut (Diesterweg), Wägen und Wirken (Teubner), Deutsches Erbe (Velhagen u. Klasing), Aussaat (Mittler u. Sohn) und besonders Der deutsche Hort (Quelle u. Meyer) bringen heute in fast allen Klassenstufen Aufsätze über das Grenz- und Auslandsdeutschstum und lassen dabei die Dichter der Grenzlande (z. B. Ad. Müller-Gutenbrunn, R. H. Bartsch, Watzlik,

Lienhard) zu Wort kommen. Führende Männer aus dem Grenzlandkampf, wie Lutz Korodi, Valerian Tornius, Moeller van den Bruck, sind vertreten, Aufsätze aus den Zeitschriften des V. D. A. und aus dem Sammelbande von Mohr u. Hauff „Deutsche im Ausland“ sind aufgenommen worden.

In ähnlicher Weise haben sich auch die Geschichts- und Erdkundebücher den neuen Erfordernissen angepaßt.

Auch in den Sammlungen der kleinen Schulausgaben sind brauchbare Zusammenstellungen über das Deutschtum im Auslande (z. B. bei Ehlermann) erschienen.

Nicht ganz so schnell ist die Umstellung bei den Schulkarten erfolgt. Wohl besagt eine Verfügung, daß auf allen Karten des heutigen deutschen Reiches auch die alten Grenzen eingetragen sein sollen. Aber eine Karte, welche die kulturelle Ausbreitung und Wirksamkeit des deutschen Volkes zeigt, hat noch wenig Verbreitung in den Schulen gefunden. Es ist die Karte vom deutschen Volks- und Kulturboden von Penck, die vor unseren Augen anschaulich die gewaltige Kolonisationskraft unseres Volkes kartographisch zur Darstellung bringt. Diese Karte ist als Schulwandkarte teuer, als Einlage für den Schüleratlas ist sie für wenige Pfennige vom V. D. A. (Wirtschaftsunternehmen in Dresden, Willsdruffer Straße) zu beziehen. Ersatz für die große Wandkarte aber kann man sich schaffen, indem man sie durch Schüler auf großen Reißbrettbögen vergrößert zeichnen läßt: ein trefflicher Arbeitsunterricht im Sinne der Grenzlandsarbeit, der mit Freude von den Schülern ergriffen wird. In dieser Weise müssen auch wichtige Statistiken über das Grenz- und Auslandsdeutschtum in Plakatform hergestellt und in der Schule zum Aushang gebracht werden. Auf der Unterstufe werden Modellerbogen (z. B. Kirchenburgen in Siebenbürgen) anschauliches Material für unseren Stoff ergeben.

Besondere Berücksichtigung muß das Grenz- und Auslandsdeutschtum natürlich auch in der Lehrer- und Schülerbücherei finden. Wohl bemüht sich manche V. D. A.-Schulgruppe, hier die gröbsten Lücken zu füllen; es kann aber nicht ihre Aufgabe sein, hier eine völlige Bücherei zu schaffen. Durch die Richtlinien ist das Grenz- und Auslandsdeutschtum Bestandteil des Unterrichts geworden, und so hat die Schule selbst hier für den nötigen Lesestoff zu sorgen. Für die Auswahl gibt das Heft von Fittbogen „Wie lerne ich das Grenz- und Auslandsdeutschtum kennen?“ ausreichende Hilfe. Und eben ist vom V. D. A. auch ein bebildertes Verzeichnis von guten Bildern erscheinen: „Lehrmittel vom Deutschtum im Auslande.“ Ganz besonders aber sei auf ein neues Unternehmen aufmerksam gemacht: „Das Auslanddeutschtum im Unterricht,“ Praktische Ratschläge und Lehrmittel für volkskundliche Unterweisung und Erziehung, herausgegeben von Dr. P. Rohrbach und Herb. Rudolph in Dresden. In Einzelheften wird hier eingehend für unterrichtliche Zwecke das Auslandsdeutschtum behandelt; treffliche große Anschauungsbilder ergänzen das Werk, das beste Lehrmittel für die Hand des Lehrers und Schülers. Für die Schule bestimmt ist ja auch in erster Reihe das Buch von Boelitz, das Grenz- und Auslanddeutschtum, das als Ergänzungsband zu Reimanns Geschichtswerk für höhere Schulen erschienen ist.

Aber auch für den Gebrauch im Volksschulunterricht ist ein treffliches Büchlein erschienen von Joach. Geiger, Das Auslandsdeutschtum im Unterricht, Verlag Zickfeldt, Osterwieck a. H. 1926. Stoffe und Entwürfe seiner unterrichtlichen Vorbereitung gibt der

Verfasser, der die fünf wichtigsten Gebiete des Auslandsdeutschtums behandelt. Er liefert den Nachweis von Arbeitsmitteln zur Vorbereitung für den Lehrer wie auch das für den Schüler nötige Material und gibt schließlich praktische Beispiele der Verwertung dieser Stoffe im Unterricht. Für die Volksschule ist die Verwendung dieses Heftes gedacht; es kann auch jeder anderen Schulgattung gute Dienste leisten. Der Behandlung des Grenz- und Auslandsdeutschtums in der Volksschule dient es besonders durch seine Stoffauswahl und Beschränkung. Denn hier soll zwar, den neuen Richtlinien entsprechend, dieser Stoff auch zur Behandlung kommen, er kann aber nach einem Lehrplanentwurf des Berliner Lehrervereins nur so erledigt werden, daß der Lehrer eine ganze Reihe von Stunden zusammenhängend ihm widmet. Hierfür kommen nur die Oberklassen in Betracht. Dafür sollten aber hier ganz besonders Vertretungsstunden und besondere festliche Veranstaltungen (Gedenktage, Schulfeste, Elternabende) für die Behandlung des Grenz- und Auslandsdeutschtums genutzt werden.

Besonders wichtig erscheint es, daß gerade an Volksschulen, wo der Unterricht in den Einzelfächern sich schwer mit größerer Vertiefung der Belange des Grenz- und Auslandsdeutschtums annehmen kann, die vor allem erzieherische Arbeit der V. D. A.-Schulgruppe als Ergänzung hinzutritt. Diese Jugendbewegung des V. D. A., die seit dem Jahre 1919 allmählich zu einer riesenhaften Bewegung anschwoll, umfaßt heute über 1700 Schulgruppen und hat damit die Zahl der Erwachsenen-Ortsgruppen erreicht. Wenn sie auch von den höheren Schulen ihren Ausgang nahm, so ist doch gerade in letzter Zeit die Bewegung an den Volksschulen in erfreulichem Wachsen begriffen. Im Jahre 1921 trat der V. D. A. zuerst an die Schulbehörden wegen Einrichtung der Schulgruppen amtlich heran, und in den Jahren 1922 bis 1924 haben sämtliche Kultusministerien der deutschen Länder in amtlichen Rundschreiben hierzu Stellung genommen. Überall wird die Einrichtung der Schulgruppen aufs wärmste empfohlen und dabei nochmals auf die große kulturelle Bedeutung der Pflege des Auslandsdeutschtums hingewiesen. Mit besonderer Klarheit hat das Thüringische Ministerium den Wert der Schulgruppenarbeit erkannt, wenn es (1924) schreibt:

„Die Schule würde sich eines wichtigen Erziehungsmittels begeben, wenn sie auf die Zusammenfassung des heranwachsenden Geschlechts im Dienste dieser Sache verzichten würde.“

Damit ist der Kern der Sache erfaßt. Der Unterricht vermag wohl Wissen vom Grenz- und Auslandsdeutschum zu übermitteln, bei seiner Randstellung aber — selbst auch in der höheren Schule — wird dieser Stoff im Unterricht nur selten zum Erleben gebracht werden. „Ob das Wissen vom V. D. A. zum Heil wird, hängt davon ab, ob in unserer Jugend Kräfte vorhanden sind,“ hat Fittbogen mit Recht gesagt. Das Wissen von diesen Dingen bringt uns nicht vorwärts, wenn nicht der Wille zur tatkräftigen Mithilfe daraus erwächst.

Dieser Wille wird vielmehr als im Unterricht in der Gesinnungsgemeinschaft der Schulgruppe geschult. Hier ist alles Selbstdäigkeit und Leben — wenigstens in einer richtig aufgebauten Schulgruppe. Der Stolz, durch die kleine Schulgruppe in organischem Zusammenhange mit einem großen deutschen Volksvereine verbunden zu sein, ist schon in den Unterklassen zu wecken, wo allgemeine aufklärende Lichtbildervorträge zu fesseln vermögen. In

den Mittelklassen ist aktiver Tätigkeitsdrang trefflich für Sammlungen, Verkauf von V. D. A.-Dingen, für Werbung von Mitgliedern zu verwenden, und die Oberstufe wird am meisten wohl auf den großen V. D. A.-Tagungen zum Erleben der deutschen Schicksalsgemeinschaft kommen, um hieraus für immer das Gelöbnis mitzunehmen, diesem Gedanken ständig zu dienen. Alle Altersstufen aber sind verbunden durch den gemeinsamen Gedanken des Opfers für das Deutschtum im Auslande. Jeder spendet — an den höheren Schulen regelmäßig, an anderen Schularten bei bestimmten Gelegenheiten — sein Scherlein, das restlos den deutschen Brüdern und Schwestern draußen zugute kommt. Opfer an Geld — möglichst vom selbstverdienten und ersparten Groschen —, Opfer an Arbeit für freiwillige Dienste und Opfer an Zeit zu bringen, sich diesen Dingen zu widmen, das ist die große Schulung der V. D. A.-Gruppen. So wird vielleicht die geringe Opferwilligkeit, die bei uns gemeinhin in solchen Dingen herrscht, in der nächsten Generation sich zum besseren wenden. Wenn es gelänge, den aus V. D. A.-Kreisen stammenden Gedanken, jährlich ein „Fest der deutschen Schule“ oder einen „Tag der Deutschen“ überall in der Welt, wo Deutsche wohnen, zum allgemeinen Opfertag für deutsche Kulturzwecke zu machen, so würde hier nicht nur der Opfergedanke von der Jugend aus auf die ältere Generation übergehen, sondern auch der Segen eines Zusammenschlusses aller Deutschen über alle Zwistigkeiten hinweg würde dadurch symbolisch zum Ausdruck kommen. Und hierin liegt ein weiterer überaus wesentlicher Beitrag zur Erziehung im Leben der V. D. A.-Schulgruppe.

Erfreulicherweise ist es dem V. D. A. gelungen, alle Kreise und Stände des deutschen Volkes ohne Rücksicht auf Religion und Parteieinstellung im Gedanken der Arbeit für die Erhaltung der deutschen Kultur zu vereinen. Mit solchem Geiste unsere Jugend in Berührung zu bringen, ist von besonderer erzieherischer Wichtigkeit. Wir erleben es doch heute schon, daß eine V. D. A.-Gruppe an einer höheren Schule die benachbarten Volksschulen zu ihren Veranstaltungen einlädt, daß unbemittelte Volksschüler als Gäste zu den großen V. D. A.-Tagungen zugezogen werden, um dadurch zu zeigen, daß der Gedanke der Volksgemeinschaft in die Tat umgesetzt werden soll. Wenn unsere Jugend es z. B. in Hannov. Münden erlebt hat, daß Jungdeutscher Orden und Reichsbanner im Festzuge des V. D. A. friedlich mit einander marschieren, so ist das von tiefem Eindruck auf unsere Jugend, die so gern zu stürmischem Radikalismus neigt. Hier erlebt sie es, daß unter der blauen Fahne des V. D. A. im Dienste am deutschen Volke jeder Flaggenstreit, jeder Parteihader zu schweigen hat. Das ist staatsbürgerlicher Anschauungsunterricht, der mehr und mehr auch behördlicher Förderung bedarf. Durch Bereitstellung von Mitteln müßte der Besuch dieser Tagungen den Schülern in weiterem Maße ermöglicht und den Lehrern, die sich voll Begeisterung und Aufopferung den Mühen der Fahrtführung unterziehen, müßte eine geldliche Beihilfe gewährt werden.

So stellen die V. D. A.-Schulgruppen die bedeutungsvolle, ja notwendige Ergänzung im Sinne wahrhafter staatsbürgerlicher und volksbürgerlicher Erziehung dar zu der unterrichtlichen Unterweisung in der Kunde vom Deutschtum im Auslande. In diesem Zusammenhange gesehen wird die Behandlung des Grenz- und Auslandsdeutschtums in der Schule — und zwar in allen Schulgattungen — ein ganz wesentlicher Bestandteil deutschkundlicher Erziehung, die unserer heutigen Schule als höchstes Ziel gesetzt ist.

R U N D S C H A U

M u s i k

Johann Sebastian Bachs Weihnachtsoratorium

Man kann es nur mit Freude begrüßen, daß Bachs hier im Osten durch viele Jahrzehnte hindurch fast unbeachtet gebliebenes Weihnachtsoratorium endlich auch in Breslau die Wertschätzung zu gewinnen scheint, die es anderswo schon längst besitzt. Als Ganzes erklang die an Schönheiten so reiche Musik zum ersten Male 1844 in Breslau — das war vielleicht die erste Gesamtaufführung wieder seit Bachs Tod — unter der Leitung von Johann Theodor Mosewius, des unvergessenen Gründers unserer Singakademie, dessen Namen neben dem Felix Mendelssohn-Bartholdys die Geschichte der Bachpflege mit goldenen Lettern verzeichnet. Mosewius gehört zu den ganz wenigen, die im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts die Kunst des großen Thomaskantors einführend erkannten und (nicht nur für Schlesien) zu dauerndem Leben erweckten. Der Versuch freilich, sämtliche sechs Teile des Weihnachtsoratoriums konzertmäßig geschlossen aufzuführen, mußte sehr bald aufgegeben werden, denn das Werk, das seiner eigentümlichen Anlage nach nicht die Darstellung eines scharf umrissenen oder gar dramatisch zugespitzten Vorgangs sein will, sondern lediglich eine Gruppierung von Ereignissen der Kindheit Jesu, besteht aus sechs selbständigen Kirchenkantaten, die Bach als Einzelmusiken für sechs aufeinanderfolgende Hauptgottesdienste am ersten, zweiten und dritten Weihnachtsfeiertage, am Neujahrstage, am Sonntag nach Neujahr und am Feste der Erscheinung Christi (Epiphanias- oder Hoheneujahrsfest) geschaffen hatte. Wie nun die Reihe dieser kirchlichen Festtage keine ununterbrochene Steigerung auf einen abschließenden Höhepunkt zu bedeutet, so verhält es sich auch mit der Musik der sechs Kantaten: der Höhepunkt liegt am Anfang, das heißt in der ersten Hälfte des Ganzen, in der eigentlichen Weihnachtsfeier mit ihrer menschheitsbeglückenden, erdrückten Weihe. An die himmelseligen Klänge der ersten drei Weihnachtskantaten Bachs reicht wohl nichts heran; und wenn schon diese lichtumflossene Trias, konzerthaft dargeboten, wie von selbst immer und immer wieder als höchste Einheit sich offenbart, schließt sie gerade dadurch alles weitere als nicht zur Einheit gehörig aus. Losgelöst vom Gottesdienst, von den kirchlichen Feiern, für die sie einst bestimmt waren, werden die Kantaten an sich zu Gottesdiensten, zu Feiern und können aus innersten Gründen nicht alle sechs hintereinander gehört werden, ohne die bereits zu Anfang aus dem Alltag ins Überirdische emporgehobene Gemütsstimmung, die ihresgleichen nicht hat, empfindlich zu beeinträchtigen.

Daher wird es jetzt für die unaufhaltsam wachsende Schar aller derjenigen, denen allein der Geist der Bachschen Musik das Wesentliche ist, nahezu eine Selbstverständlichkeit, vom Weihnachtsoratorium Joh. Sebastians nur die ersten drei Kantaten, die unmittelbaren Weihnachtsstücke mit dem Wortlaut des Evangeliums Lucas II, 1—20, zu einem natürlichen Ganzen zusammenzuschließen, das auch der Zeitdauer nach von der ersten bis zur letzten Note lebendigsten Widerhall findet.

Was veranlaßte den Tondichter, die sechs Kantaten im Jahre 1734 (derselben Zeit, in der unsere herrliche Universitätsaula, dieser ideale Musikraum, vollendet wurde) zu einem „Oratorium“ zu vereinigen? Sichere Nachrichten darüber fehlen zwar, aber ganz ohne Beispiel ist dieses, bei Bach übrigens einmalige Verfahren nicht. Den Keim dazu barg möglicherweise die Erinnerung an folgende Episode. Im Oktober des Jahres 1705 erbat und erhielt der damals in Arnstadt (Thüringen) als Organist beamtete junge Bach einen vierwöchigen Urlaub, um nach Lübeck zu dem großen Orgelmeister Dietrich Buxtehude zu wandern. Gefesselt von der Kunst dieser starken Persönlichkeit, ließ Bach aus den vier Wochen eigenmächtig sechzehn (!) werden. Als er im Februar 1706 wieder daheim anlangte, wurde er, was niemand in Erstaunen setzen durfte, vor das Konsistorium geladen. Das Protokoll des Verhörs ist erhalten geblieben. Es trägt die Überschrift: „Joh. Sebastian Bachen Organisten der Neuen Kirche betr. wegen Langwierigen Verreißens und unterlaßenen Figuralmusic.“ Das Aktenstück zeigt, daß man dem jugendlichen Sausewind keineswegs mit Härte entgegentreten ist, denn über die unerhört lange Abwesenheit wird schnell hinweggegangen. Dagegen erklärt man sich unzufrieden mit Bachs „wunderlichen“, „viele fremde Thöne mit einmischendem“ Orgelspiel. Buxtehudes Namen enge verknüpft sind die seit 1673 berühmt gewordenen, erst 1810 durch Charfreitagsaufführungen notdürftig ersetzen Lübecker „Abendmusiken“. Es waren das groß angelegte Kirchenkonzerte, die, von der reichen Kaufmannschaft gefördert, an den fünf letzten Sonntagen vor Weihnachten in der Marienkirche nach dem Nachmittagsgottesdienst stattfanden. Ein späterer Lübecker Kantor, Kaspar Ruetz, berichtet 1752: diese Abendmusiken „sind nicht allein theatralisch, sondern sie sind ein vollkommenes Drama per Musica und es fehlt nichts weiter, als daß die Sänger agiren, so wäre es eine geistliche Opera. Es wird von dem Poeten eine Biblische Geschichte . . . nach den Regeln der theatralischen Ticht-Kunst ausgeführt und in fünf Handlungen, ab-

getheilet, welche an eben so vielen Sonntagen aufgeführt werden.“ Ruetz' Beschreibung, die aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammt, muß jedoch für die Zeit Buxtehudes erheblich eingeschränkt werden, wie einige wiedergefundene Texte zu Lübecker Abendmusiken (die Musik ist verloren) zeigen. Danach handelt es sich um Kantaten, die biblische Stoffe benutzten und allegorisierten, wie es weiterhin noch im 18. Jahrhundert geschah. Auch da werden derartige Kantaten mit benannten Personen und be-

stimpter Vorgängen als „Oratorien“ bezeichnet. Bach hat 1705 bei seinem langen Aufenthalt über Weihnachten in Lübeck eine solche Abendmusik Buxtehudes gehört, also dürfte es wenigstens möglich sein, daß er sich dieses Erlebnisses erinnernd auf den Gedanken kam, jene sechs seiner Weihnachtskantaten, die, wenn auch nicht durchgängig, benannte Personen und bestimmtere Vorgänge enthalten, zu einem „Oratorium“ zu vereinigen, das uns heute so sehr ans Herz gewachsen ist.

Max Schneider

Theater

Auf dem Wege, die komische Oper mit neuem szenischen Leben zu füllen und die gerade hier uns unerträglichen Illusionsgrenzen niederzureißen, hatte Dr. Herbert Graf schon mit Smetanas „Verkaufter Braut“ einen entschlossenen und eindeutigen Schritt getan. Weiter führte nunmehr seine Inszenierung von Donizettis „Liebestrank“, die von symptomatischer Gelung für die Neubelebung der Gattung sein kann. Die Bewußtheit wirklichen Spiels, die restlose Beseitigung jeder romantischen Distanz zwischen Bühne und Publikum wurde erreicht und zweifellos die Stilatmosphäre getroffen, in der dieses und ähnliche ältere Werke auf der Opernbühne noch — oder vielmehr wieder zu interessieren vermögen. Die naive Spielfreudigkeit früherer Zeit, die vom Theater keine gelebte Wirklichkeit wollte, ist uns nicht mehr ohne weiteres zugänglich; wir kommen ihr nahe, wenn wir die parodistischen Züge der komischen Oper verstärken, vielleicht auch ihre Beziehungsrichtung verändern, aktualisieren. Es ist dabei gleichgültig, ob wir in dem Ganzen mitunter eine gewollte Parodie sehen oder nicht. Wesentlich ist die überall deutliche Betonung des Spielerischen, die lachende Auflösung der Illusion, die szenische Verwirklichung des Witzes der Partitur. Dr. Graf hob als sinnfälliges Objekt der heiteren Karikatur aus der Handlung das große, ach so weite, und schließlich doch gut verschließende Mädchenherz und machte es im Bühnenbild kurzweg zum sichtbaren Gehäuse von Adinas Liebesräcken. Die Regie brachte eine Menge treffsicherer Einfälle, von starkem parodistischen Stimmungsgehalt; am verblüffendsten der Gedanke, die „Barkarole für zwei Stimmen“ als „Oper in zwei Akten“ im Sinne einer commedia dell arte aufzuziehen und so die papierene Einführung Dulcamaras ergötzlich zu verlebendigen. Was Parodie auf die große Oper sein sollte, muß es auch heute bleiben. Die Verwendung des Films beschränkte sich auf eine einleitende Revue der Darsteller und eine ulkige Parodie auf den romantischen Sternhimmel. Brücken zum Zuschauerraum, wie seinerzeit im „Mikado“, sorgten in zweckmäßiger Verwendung für lebendige Verbindung zwischen Publikum und Bühne. Das alles wirkte, war folgerichtig angelegt. Nur ein ungelöster Rest blieb: Nemorinos Romanze. Hier,

wo das Parodieren am Charakter der Musik ein Ende findet, gibt es kein Kompromiß; die Nummer hat in dieser Karikaturscene keinen Platz, sie gehört entweder vor den Vorhang oder sonst irgendwie abseits, immer aber ungespielt-konzertmäßig ausgeführt. Von diesem stilistischen Widerspruch abgesehen, war das Ganze ein durchaus geglückter Versuch, und der Erfolg bewies, daß dieser Weg einer Umformung der komischen Oper vom Publikum ohne weiteres mitgegangen wird. Hier liegen auch noch dankbare Aufgaben, auf deren Erfüllung an manchem verstaubten Stück der heiteren Operntradition man sich freuen kann.

Im Lobetheater erschien Carl Zuckmayers „Schinderhannes“ in einer außerordentlich bewegten, künstlerisch bis ins letzte durchgearbeiteten Inszenierung Paul Barnays. Regie und Darstellung ließen dem wirkungskräftigen und in jeder Hinsicht besseren Nachfolger des „Fröhlichen Weinberg“ den Volksstückcharakter; Josef Keim und Lily Barnay teilten sich mit gleicher Treffsicherheit und Feinheit der schauspielerischen Arbeit in die Darstellung der Hauptgestalten. Die starken Eindrücke dieses dramatisch nicht eben gewichtigen, als lebendiges Theater aber packenden und frischen Stücks ermöglichten eine erfolgreiche Aufführungsserie.

Auch das Schauspielhaus konnte nach längerer Zeit wieder mit einem Stoffe arbeiten, bei dem die Mühe sich wirklich verlohnte. Die Librettisten Schanzer und Welisch haben beim Buch ihrer „Frau von Format“ zwar am überkommenen Schema festgehalten, in diesem Rahmen aber doch mit Einfall und Geschick etwas Neues und Lebensfähiges gegeben, in dem auch die Musik von Michael Krauß eine sehr verdienstliche Rolle spielt. Frei von verlogener Sentimentalität und opernhaften Ambitionen, gesund und im guten Sinne gefällig, läßt diese Operette wieder einmal hoffen, daß es mit den Talenten auf dieser umstrittenen und in eine Zwangslage getriebenen Gattung doch noch nicht zu Ende ist. Die Direktion Dr. Loewe widmete dem Neuling alle erdenkliche Sorgfalt und bot mit der wohlvorbereiteten, vorzüglich ausgestalteten Aufführung eine der Tradition des Hauses in jeder Hinsicht würdige Arbeit, die mit Recht eine ungeteilte Anerkennung fand.

Hans Hermann Adler.



Ine von Kardorff: Gesticktes Kissen
Angekauft zur Verlosung vom Kunstgewerbeverein für Breslau und Schlesien

Bildende Kunst

Es war im letzten Heft schon andeutungsweise von Veränderungen gesprochen worden, die im Lehrkörper der Kunstabakademie bevorstanden. Die eine davon ist nun bereits soweit gediehen, daß man öffentlich von ihr reden kann: Prof. v. Kardorff verläßt im Anfang des nächsten Jahres unsere Stadt, um in Berlin als Lehrer an der Staatlichen Kunstscole zu wirken. Wir sehen den Künstler, der sich als Maler wie als vornehmer Mensch eines gleich hohen Ansehens erfreute, nur ungern von uns scheiden, gehörte er doch zu den Männern, die der schlesischen Künstlerschaft auch außerhalb unserer Provinz Anerkennung gewannen. Zudem ist er in der Hauptsache Porträtiß; und da Künstler, die einen Menschen als äußerlich ähnliche und innerlich vertiefte Persönlichkeit zu treffen wissen und über dieser Aufgabe eine gepflegte malerische Qualität sich zu wahren vermögen, immer nur selten zu finden sind, so hinterläßt er auf diesem Gebiet eine ganz besonders empfindliche Lücke. Wie man hört, soll schon lebhaft nach einem Nachfolger gesucht werden, wobei man daran denkt, einen Künstler jener Richtung zu wählen, die unter Ausschaltung der Natur ihre Bildgedanken unmittelbar in Formen und Farben umsetzt. Uns schiene es besser, wiederum einen Porträtiß zu berufen, weil hier ein wirkliches Bedürfnis vorliegt. Weniger von seiten des privaten Bestellers, als von seiten einiger Körperschaften — z. B. der Stadt oder neuerdings der Uni-

versität, die daran geht, ihre jährlich wechselnden Rektoren im Bilde festzuhalten.

Wenn man nach den tieferen Ursachen fragt, warum Herr v. Kardorff Breslau verläßt, so liegen sie gewiß zum großen Teil darin, daß der Kreis kunstinteressierter Menschen in unserer Stadt nur sehr klein ist — unverhältnismäßig gering im Vergleich zu der Anzahl der Einwohner —, so daß unsere Künstler wie in allzu dünner Luft nicht recht zu atmen vermögen. Noch stärker ist die Gleichgültigkeit gegenüber dem Künstlerhandwerker, und wie hier unsere einschlägigen Geschäfte, sofern sie auf wirkliche Qualität achten, nur einen schweren Stand haben, so fühlt sich der einzelne Kunstgewerbler weltverloren und sehnt sich ins Reich hinaus, wo ihm trotz der gegenwärtigen Lage eine wärmere Anteilnahme sowie ein großzügigeres Kaufen entgegenkommen.

Frau Ine von Kardorff, die kunstgewerblich tätige Gattin des Malers, hat unter dieser allgemeinen Teilnahmslosigkeit gewiß oft zu leiden gehabt. Im Augenblicke läuft ihre Abschiedsausstellung in einem hiesigen Bankhaus auf der Tautenzienstraße. Ihre Kunst hat in ihrer ausgesprochen fraulichen Prägung etwas, das in unserer Zeit einer betont nüchternen „Sachlichkeit“ leicht als unzeitgemäß erscheinen könnte. Aber man mache sich doch einmal klar, daß über alle Zeitströmungen hinaus ein immer gleiches Bedürfnis bestehen wird, das Zimmer einer Frau mit phantasievoll gehaltenen Beleuchtungskörpern oder Kissen aus-

zustatten, und Frau von Kardorff hat dieses Verlangen auf eine anmutig-gefährliche Weise erfüllt. Wir bringen hier als Probe ein grünes Kissen, das uns mit seinem reliefartig erhobenem Muster besonders glücklich erscheint. Der Kunstgewerbeverein für Breslau und Schlesien hat es für seine diesjährige Verlosung angekauft, und so fand man es kürzlich im Kunstgewerbe-museum, das eine Ausstellung der zur Verlosung kommenden Gegenstände enthielt.

Kurz zuvor war an der gleichen Stelle eine Bildersammlung zu sehen, die dem heute achtzigjährigen Senior schlesischer Landschaftsmalerei, dem Professor Karl Ernst Morgenstern, gewidmet war. Als Veranstalter zeichneten der Magistrat und der Schlesische Kunstverein, und so war denn schon allein darum der von Ansprachen eingeleiteten Eröffnungsfeier ein zahlreicher Besuch beschieden. Wer sich noch der Ausstellung erinnert, welche die Galerie Arnold anlässlich des siebzigsten Geburtstages Morgensterns zusammengebracht hatte, der wird gewiß finden, daß die diesmalige Veranstaltung den Künstler in noch hellerem Licht erscheinen läßt. Die Ursache davon ist, daß diesmal aus der Fülle einer nicht immer gleichmäßigen Produktion die Auswahl besonders sorgsam getroffen wurde. Die Jugendzeit des Künstlers, in der sich der Zusammenhang mit der Münchener Landschaftsmalerei — der Vater Morgensterns lebte in München — noch nicht verloren hatte, überwog und ebenso das kleine Format, in dem sich der Künstler schlichter und malerisch delikater auszusprechen pflegte, als in den großen Gemälden. Die hier gegebenen Proben aus Privatbesitz, der schäumende Bergbach mit den sonnenundunstigen Bäumen des Hintergrundes, das Gebirgsbild in seinen gedämpften Olivtönen, mögen die feine Künstlerschaft, deren der Maler fähig war, belegen. Und daß sie ihm heut noch eigen ist, bewies

eine Baumlandschaft aus dem letzten Jahre, die — bei Alterswerken nicht selten — eine neue Frische und Unmittelbarkeit verrät.

*

Die Deutsche Kunstmuseum hat unter ihrem rührigen Gründer und Leiter, dem Staatssekretär Schultz, ihre Ziele nunmehr weiter stecken können. Hatte sie bisher nur den Ankauf von Kunstwerken unter erleichterten Zahlungsbedingungen erstrebt, so ist sie nun auf dem Wege, ein Abonnement von Kunstwerken einzurichten, das es selbst dem wenig Bemittelten gestattet, seine Wohnung zu schmücken. Ja, ein Teil des von ihm monatlich aufgewendeten Beitrags dient dazu, ihn allmählich zum Besitzer des anfänglich nur Geliehenen werden zu lassen. Den Behörden wird es durch dieses Leihsystem möglich gemacht, neu errichtete Amtsgebäude sogleich mit Werken der bildenden Kunst auszustatten, und ebenso ist den Städten die Möglichkeit geboten, sich monatlich wechselnde Ausstellungen zu sichern, die gute deutsche Kunst über das ganze Reich hin verbreiten. Nach den Ausführungen, die Herr Staatssekretär Schultz vor kurzem in einer internen Sitzung im Oberpräsidium gab, gewann man von neuem den Eindruck, daß hier ein äußerst glücklicher Gedanke propagiert werde, an den Werten der Kunst — ganz ähnlich wie das in den Bühnenbünden mit dem Theater der Fall ist, immer weitere Volkskreise teilnehmen zu lassen, und wir möchten diesen kultursozialen Bestrebungen das beste Gedeihen wünschen.

Im Dezember weilte auch eine Kommission angesehener Künstler in Breslau, um für den einzurichtenden Leihbetrieb eine Anzahl von Werken zu erwerben, und so ist zunächst den Schaffenden aus dieser Organisation ein lebendiger Vorteil erwachsen.

Landsberger

Schlesische Kunstausstellung in Patschkau

Aus Patschkau wird uns geschrieben:

Eine Gruppe junger schlesischer Künstler stellte in der Zeit vom 4. bis 18. Dezember im Rathaussaal in Patschkau ihre Werke aus. Sie sollten Zeugnis dafür ablegen, daß nach dem Abirren der Kunstrichtungen in ein Labyrinth literarischer Irrwege eine geistige Erneuerung der Kunst nur aus dem Boden der Heimat erfolgen kann. Diese Bodenständigkeit, diese Klarheit und Einfachheit gab der Ausstellung einen eigentümlichen Reiz.

Farbenfreudig und lebendig malte Herold (Patschkau) die alten trutzigen Wehrtürme und lustigen Giebelhäuser seiner Stadt. Mit zarteren Farben schuf Pischke (Breslau) Landschaften und Architekturstücke; oft greift seine gestaltende Künstlerhand tiefer in die Komposition der Landschaft ein. Reich (Guhrau) zeigte Motive aus den Strehlener Bergen; ihre lebendige Frische läßt die Kräfte ahnen, die er hinter allem rein Bildhaften wirken sah. Die Stillleben von Grundmann (Breslau) sind von herber Zartheit in den Farben

und mit vollendet Sicherheit in der Komposition gemalt. Die Bildnisse von Herold, Grundmann und Slovik (Breslau) sind, obgleich in der Art der Darstellung völlig verschieden, dennoch ähnlich in der ehrlichen ausdrucksvollen Behandlung der persönlichen Eigenart. Die gleiche ruhige, geschlossene Komposition und lasierende Farbigkeit, wie in seinem Mädchenbildnis, zeigte Slovik besonders in den religiösen Bildern. Ihr Ausdruck, ernste Frömmigkeit und rührende Menschlichkeit zugleich, erinnerte an alte deutsche Meister. Der Bildhauer Wadephul (Breslau) war mit zwei charakteristischen Männerköpfen und einem entzückendem Mädchenkopf vertreten, dessen weiche Linien von ausdrucks voller Feinheit sind.

Diese Ausstellung war ein Versuch, der als gelungen bezeichnet werden kann. Denn die bildende Kunst muß den geistigen Anschluß an das Volkstum wieder gewinnen. Die Patschkauer Bilderschau war ein Schritt in dieser Richtung.

W.



Phot. Damerau

K. E. Morgenstern: Gebirgsbach
Bes. Stadtkämmerer Dr. Friedel, Breslau



Phot. Damerau

K. E. Morgenstern: Gebirgslandschaft
Bes. Dr. Otto Friedrich, Breslau

Kunstausstellung in Liegnitz

Der Liegnitzer Kunstverein, im Anschlusse an eine Blätterbauerausstellung im Jahre 1897 gegründet, hat dieses Jahr auf sein dreißigjähriges Bestehen zurückblicken können. Die wirtschaftliche Notlage und mangelnde Anteilnahme der Öffentlichkeit hatten ihm aber noch zum wiederholten Male den Gedanken der Auflösung nahegelegt. Organisatorische Gesichtspunkte, die den gesamten Regierungsbezirk Niederschlesien betreffen, veranlaßten ihn jedoch, seine Tätigkeit fortzusetzen, und er veranstaltete deshalb

eine größere Weihnachtsausstellung der Liegnitzer Künstlerschaft in den soeben wiederhergestellten, früher königlichen Räumen des Liegnitzer Schlosses. Es sind vertreten: Beyer, Bock, von Goetz, Haßelmann, von Hauffe, Knobloch, Loewe, Pietzner, Riedel, van Rietschoten, Schneider, Schnürpel, Simon, Springer und Zum Winkel. Die Ausstellung erfreute sich dank der Qualität des Gebotenen eines regen Besuches.

L.

Sport

Vom Turnen

Deutsche Beobachter der englischen Verhältnisse haben in letzter Zeit wiederholt auf die merkwürdige Tatsache hingewiesen, daß in England, dem „Mutterlande des Sports“, im Sportsleben ein Typ sich ausbreitet, dessen zahlenmäßige Zunahme sich nachweisen läßt: der Zuschauer, oder besser der Nur-Zuschauer. Es handelt sich dabei größtenteils um Leute, die selbst früher einmal Sport getrieben haben, die aber nun des Trainings müde oder zu alt dafür geworden sind. Auch für Deutschland wird von Schwarzsehern eine ähnliche Entwicklung prophezeit. Dahin wird es aber nie kommen, denn wir besitzen etwas, was es in England nicht gibt, eine Bewegung, die solche Einseitigkeit bekämpft: das deutsche Turnen. Auf Jahn'schen Traditionen aufbauend, findet es in der Deutschen Turnerschaft den klarsten Ausdruck. Turnen und Sport ergänzen sich in Deutschland wie in keinem anderen Lande. In der Deutschen Turnerschaft (D. T.) und der Deutschen Sportbehörde für Leichtathletik (D. S. B.) besitzen wir zwei muster-gültig geleitete Riesenverbände, und wenn in letzter Zeit öfter ein heftiger Meinungsstreit getobt hat, welcher von beiden der bessere ist, so steht es damit nicht anders als mit dem alten Streit um Goethe und Schiller: wir können froh sein, daß wir „zwei solche Kerle“ haben.

Da die D. T. den Wettkampf erst in zweiter Linie pflegt, vollzieht sich ihre Wirkung mehr im Stillen, unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Ziel der körperlichen Erziehung ist ihr der harmonische Mensch, der alle seine Kräfte gleichmäßig ausbildet und bis ins Alter hinein übt.

Die alte Vorstellung, daß die Turner das einzige Ziel haben, durch schwierige Übungen an Geräten, die nur in einer Halle vorkommen, zu glänzen, ist längst überlebt. Die D. T. hat mit der Entwicklung der Zeit Schritt gehalten. Sehen wir uns einmal daraufhin das Winterprogramm der Breslauer Turnvereine an. Jede Turnstunde beginnt mit der „Körperschule“, dasselbe was man sonst Gymnastik nennt, jene auf genauem Studium des menschlichen Körpers beruhende neue Auffassung, die Männer wie Surén, Bode, Niels Bukh und neuerdings Graf Thun-Hohenstein mit ihren Ideen bereichert haben

und die heute auch grundlegend für jeden Sport ist. Deutschlands außerordentlicher Fortschritt in der Leichtathletik (an dem auch die D. T. beteiligt ist) erklärt sich nur aus der wissenschaftlichen Gründlichkeit, mit der wir die Gymnastik betreiben. Auch die Turner haben ihre alten, militärisch-straffen Freiübungen gewandelt und sind zu flüssigen, die Muskulatur durcharbeitenden Übungen übergegangen. Die D. T. hält fest am Gerätturnen, aber sie ist vorsichtiger man könnte sagen wissenschaftlicher in seiner Anwendung geworden. Die alten deutschen Turnergeräte sind ergänzt worden durch die schwedische Sprossenwand.

Auch im Winter sucht der Turner Bewegung im Freien. Handball und Faustball werden den ganzen Winter hindurch betrieben, Ausscheidungskämpfe der Vereine für die Meisterschaften finden statt, wie bei den Fußballern. Die Leichtathletik (volkstümliche Übung genannt) muß jetzt zurücktreten, dafür wird Waldblauf und Wintersport eingesetzt. Die Jugendgruppen werden in den Weihnachtsferien in die Berge geschickt ins Winterlager. Mit Nachdruck wird neuerdings auch der Schwimmsport in der Halle gepflegt. Der größte der Breslauer Vereine, der in ganz Deutschland berühmte T. V. Vorwärts, betreibt auch Schwerathletik und Boxen. Er ist in einer Weise durchorganisiert, wie wohl nur wenige in der D. T. Er nennt ein geräumiges Vereinshaus sein eigen, zwei Sportplätze und eine Halle mit den modernsten technischen Einrichtungen, auf allen Gebieten verfügt er über leistungsfähiges Material. Er leistete sich letzthin einen Leichtathletiktrainer, mit dem Erfolge, daß bei den Hindenburgspielen seine Sprinter sich im Gesamtergebnis den Breslauer Leichtathleten überlegen zeigten. Der Turner kann sich in diesem Verein seinen Fähigkeiten entsprechend spezialisieren, er wird dies aber nach turnerischem Grundsatze nur vorübergehend tun. Wettkampferfolge sind ihm nicht Selbstzweck, sondern sie sollen (so lautet der Fachausdruck) „ihm wie eine reife Frucht in den Schoß fallen“. Dieser Verein nennt ebenso die beste Reckturnerriege sein eigen wie den besten Speerwerfer, die Musterfrauenriege und einen deutschen Meisterboxer.

Die anderen großen Vereine sind wesentlich ungünstiger gestellt; so muß der A. T. V., der noch kein eigenes Haus besitzt, in verschiedenen Hallen in acht Abteilungen turnen. Einen wertvollen Bestandteil der D. T. bilden die kleinen Vereine. Sie können zwar niemals die gleichen äußeren Erfolge erringen wie die großen Vereine, aber das Gemeinschaftsleben wird sich in ihnen enger und einheitlicher entwickeln, sie werden, frei von der eigentlich unturnerischen Spezialisierung, zu Keimzellen der großen Volksgemeinschaft, die Friedrich Jahn als Ideal vorschwebte.

Auserwählte aus allen Vereinen, auch aus der Provinz kommen in Breslau zu Vorturnerlehrgängen zusammen.

Männer, die den Tag über für ihren Lebensunterhalt arbeiten mußten, überwinden alle äußeren Hemmnisse, wenn es gilt, für das turnerische Ideal zu wirken. Sie wollen vor allem Führer der Jugend sein. Alle Vereine widmen sich mit gleichem Eifer der Jugendpflege; Erziehung des jungen Menschen zur Körperbeherrschung, zur sittlichen Haltung und zur Volksgemeinschaft ist das große Ziel.

In ähnlichen Bahnen bewegt sich das Arbeiterturnen. Auch die Arbeiterturner sind nicht politisch im Sinne einer einzelnen Partei. Aber nur der kann Mitglied werden, der auf dem Boden der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung steht.

F. Wenzel.

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Das in den letzten Novembertagen zustandegekommene Vorabkommen zwischen Deutschland und Polen führte Anfang Dezember zu einer Öffnung der Grenzen für den Holzexport aus Polen, und damit wäre die Reihe der friedlichen Wirtschaftsbeziehungen zwischen den beiden Staaten nun endlich eröffnet. Wenn auch nach fachmännischem Urteil dieses Holzabkommen zu einer wesentlichen Veränderung der Lage auf dem schlesischen Holzmarkt wenigstens in der nächsten Zeit nicht beitragen dürfte — infolge der bislang verbotenen Schnitholzausfuhr nach Deutschland hat sich Polen in der Zwischenzeit anderen Absatzmärkten zugewandt, hat auch seinen Eigenbedarf gesteigert — so ist doch speziell für Schlesien dieser Anfang keineswegs gering zu werten. Aber auch andere Anzeichen deuten darauf hin, daß feine Fäden zwischen Schlesien und Polen gesponnen werden; es sei an dieser Stelle nur u. a. an das auf Bemühungen des Breslauer polnischen Konsuls zurückzuführende Referat des Syndikus der Industrie- und Handelskammer Krakau erinnert, das bewußt Polens Wirtschaftslage und -probleme vor einem Kreis führender schlesischer

Persönlichkeiten in der Absicht aufrollte, den bisherigen Gegnern Einblick zu gewähren und Verständnis zu erzielen. Schlesische Wirtschaftler werden in nächster Zeit den Gegenbesuch in Krakau machen und entsprechend auf die dortigen Kreise einzuwirken versuchen. Immer mehr gewinnt auch die im Mai d. J. ins Leben gerufene Organisation des Deutschen Wirtschaftsbundes für Polen an Bedeutung. Durch Zusammenarbeiten mit den nieder- und mittelschlesischen Handelskammern, zu denen sich neuerdings auch die bis dahin Zurückhaltung bewahrende Handelskammer Oppeln gesellt, wird dem Wirtschaftsbunde, der auch Beziehungen zu den polnischen Kammern und polnischen Wirtschaftsverbänden angeknüpft hat, die Möglichkeit geboten, weiteste Kreise der schlesischen Wirtschaft und darüber hinaus auch der Wirtschaft des Reichs für den deutsch-polnischen Verkehr zu interessieren und ihnen die jetzt bereits bestehenden Wege und zukünftigen Möglichkeiten zu erleichtern. Die Frage der Gründung einer deutsch-polnischen Handelskammer beschäftigt bereits Schlesien, und es darf wohl als sein durch Jahrzehnte-

Erste werbende Veranstaltung der Schlesischen Monatshefte

Anlässlich des Fortganges von Herrn Professor Konrad von Kardorff nach Berlin veranstalten wir in den Räumen der Kunsthändlung von Bruno Wenzel, Breslau, Albrechtstraße 11, eine

KARDORFF-AUSSTELLUNG

die am Sonntag, den 15. Januar, morgens 12 Uhr eröffnet wird. Der Eintritt beträgt 0,50 RM. Abonnenten der Schlesischen Monatshefte haben freien Eintritt.

Die Schlesischen Monatshefte

lange Tradition intensiver deutsch-polnischer Handelsbeziehungen begründetes Recht angesehen werden, daß die schlesische Wirtschaft als Sitz dieser zwischenstaatlichen Handelskammer Breslau vorschlägt.

Wenn auch Berlin als Konkurrent auf den Plan tritt, das der Warschauer Regierung den Anreiz als Sitz der Zentralbehörden bietet, so ist doch anzunehmen, daß auf die Dauer die Erkenntnis sich durchsetzen wird, daß im Mittelpunkt Schlesiens die Belange der deutsch-polnischen Wirtschaftsbeziehungen am meisten Verständnis finden dürften. Ausbau des deutsch-polnischen Wirtschaftsbundes zur künftigen deutsch-polnischen Handelskammer ist in engere Erwägung zu ziehen. Ein korrespondierendes Institut würde dann in Polen selbst geschaffen werden. — Anfang des neuen Jahres wird das Verhandeln über die Kontingentwünsche Polens (für Kohle, Schweine usw.) fortgesetzt werden. Die deutsch-tscheschischen Handelsvertragsverhandlungen sind im Dezember immer noch nicht abschlußreif geworden, ergeben sich doch Schwierigkeiten in der Frage des Maschinexportes nach der Tschechei sowie der Ausfuhr tschechischer agrarischer Produkte wie Malz, Hopfen und Holz nach Deutschland. —

Was die Verkehrslage Schlesiens anbelangt, so kristallisiert sich um das Jahresende bereits die finanzielle Grundlage der Verkehrschanzen für das Geschäftsjahr 1928/29. Es sei an den schlesischen Luftverkehr erinnert: Laut Etataufstellung des Reichsverkehrsministeriums ergibt sich folgendes Bild: Finanzierung der vollen Strecke Berlin—Breslau—Gleiwitz—Wien durch das Reich — im Gegensatz zum Vorjahr — und damit die Möglichkeit, die Strecke Breslau—Berlin doppelt zu befliegen, einmal als Frühverbindung, durch die man Anschluß nach Hamburg und Kopenhagen erreicht und dann im Rahmen der Wien—Berliner Verbindung. Die Aufrechterhaltung der sogenannten Riesengebirgsflugstrecke und zwar im Sechsmonatsbetrieb ist als weiteres Plus zu buchen (hier wird die Finanzierung Preußens eingreifen), doch ist bedauerlich, daß die im Jahre 1927 erst hergestellte Verbindung von Schlesien nach Prag—München wegen ungenügender Frequenz zu einer nur während drei Monaten beflogenen Strecke umgewandelt werden soll. Hier wird es Aufgabe schlesischer Parlamentarier sein müssen, eine günstigere Abänderung zu erzielen. Gegenstand lebhafter Debatte dürfte aber auch der Beschuß werden, die große internationale Verbindung Breslau—Halle—Köln—London nicht als Auslandsstrecke anzuerkennen, wodurch für das Reich die Pflicht zur Vollsubventionierung in Wegfall käme; bedenklich für die künftigen schlesisch-polnischen Luftverkehrsbeziehungen ist die Tatsache, daß man Reserven für Aufnahme derartigen Verkehrs, der im Anschluß an ein Luftverkehrsabkommen zwischen Deutschland und Polen rasch notwendig werden kann, im Etat für 1928/29 nicht

vorgesehen hat. Im Interesse der schlesisch-polnischen Beziehungen wird es liegen, wenn die schlesischen Abgeordneten sich dringend für einen Zusatzetat einsetzen. Die Verbindungen Breslau—Warschau, Breslau—Lemberg, Breslau—Gleiwitz—Krakau, Breslau—Posen und darüber hinaus Luftverbindungen nach Kiew—Charkow—Jassi—Odessa werden angestrebt.

Was die sonstige Verkehrslage Schlesiens betrifft, so wird voraussichtlich in den Wochen, in denen infolge Frosts auf die Oderschiffahrt nicht gezählt werden kann, die Reichsbahn speziell zwischen dem oberschlesischen Kohlenrevier und Berlin den Großraumgüterwagenverkehr einführen, eventuell auch versuchsweise vom niederschlesischen Revier nach dem Reichszentrum. Bedauerlich für die Ausbauabsichten der Reichsbahn ist das Scheitern ihrer Anleihepläne. Zu erwähnen ist die deutsch-polnische Eisenbahnkonvention, die wenigstens, was den Holztransport anbelangt, für die Dauer eines Jahres tarifliche Sicherheit bietet.

Nun zur Lage einzelner schlesischer Wirtschaftszweige: Die Unruhe im Waldenburger Bergbaurevier ist nicht gering zu werten; es steht jedoch zu hoffen, daß die Lohndifferenzen noch im Lauf dieses Monats ausgeglichen werden. Die Fusion der drei großen niederschlesischen bergbaulichen Unternehmen — die Plessische Grubenverwaltung hat sich noch immer nicht zum Anschluß entschieden — wird Anfang des neuen Jahres ihre Rationalisierungsarbeit aufnehmen. Die oberschlesische Eisenindustrie klagt über Absatzausfall und sieht der Durchführung des Dreischichtensystems ab Anfang Januar mit sehr großem Bedenken entgegen. Trotz des Zusammenschlusses in dieser Industrie besitzt man nicht genügend Betriebskapital, um durch maschinelle Neueinrichtungen die Lohnkapitalsmehrbelastung, die bevorsteht, auszugleichen. Die Konfliktslage in der gesamten deutschen Eisenindustrie wirft ihre Schatten auch nach dem Osten. Ob nach der Ablehnung des Reichsschiedsspruchs durch die Arbeitgeber die angekündigten Betriebsstilllegungen realisiert werden oder ob man im Verhandlungswege zu annehmbaren Kompromissen kommt, bleibt abzuwarten.

Das niederschlesische Handwerk klagt nach wie vor über ungünstige Absatzverhältnisse, um so mehr, als Konkurrenzunternehmungen, wie z. B. Konsumvereine, ihr Produktionsbereich erweitern. Immer wieder muß dann betont werden, daß das Handwerk wie jede andere wirtschaftliche Unternehmungsform die Pflicht zur Rationalisierung hat und daß ernstlich Zusammenschlußpläne — Gründung von Bäckereigenossenschaften z. B. — als wirksame Konkurrenzform erwogen werden sollten. Was die schlesische baumwollverarbeitende Industrie anbelangt, so ist die Beschäftigungslage der Spinnereien weiter günstig und darf bis in den Februar des neuen Jahres hinein als gesichert angesehen werden. Nicht ganz so befriedigend ist die Lage der Webereien, für die das Geschäft in Sommerware für die nächste Saison noch recht ruhig

ist. In der Damen- wie Herrengroßkonfektion setzte Anfang Dezember eine leichte Besserung der ungünstigen Novemberkonjunktur ein, doch wird aller Voraussicht nach selbst das beste Weihnachtsgeschäft im Detailhandel dem Großhandel einen wesentlichen Aufschwung nicht ermöglichen. — Und damit ist der Ausklang des Dezember-Wirtschaftsspiegels gegeben: Für einige Tage kehrt Ruhe in das Auf und Ab der Wirtschaft ein, für einige Tage tritt in aus- wie innerwirtschaftlichen Kämpfen Waffenstillstand ein, um im neuen Jahr mit neuen Kräften einzusetzen. Rückblick auf 1927: die deutsche wie die schlesische Wirtschaft hat einen gewissen Aufschwung genommen — ihn zu erhalten, wird die Aufgabe im neuen Jahre sein. Obwohl viel getagt und verhandelt wurde — es sei an Genfer und Stockholmer Konferenzen erinnert

— hat man doch auch positive Erfolge zu verzeichnen gehabt und, wie eingangs ausgeführt, steht zu hoffen, daß weitere Fortschritte im neuen Jahr erzielt werden. Gesetzstückwerk wie Kompromisse sind zustandegekommen (z. B. Arbeitszeitnotgesetz, Neugestaltung der Arbeitslosenversicherung und des Arbeitsnachweiswesens), aber all diese Versuche haben immer wieder ein gut Teil Neues und Gesundes gebracht; Härten zu mildern und durch Erfahrung festgestellten Mängeln abzuhelpfen, wird ebenfalls Ziel und Aufgabe des neuen Jahres sein. Erziehung zu Betriebsrationalisierung wie öffentlicher Sparsamkeit stand immer wieder als Forderung 1927 auf; davon werden wir im neuen Jahr und all die folgenden Jahre nicht frei werden. In diesem Sinne gilt es für den Wirtschaftskampf des neuen Jahres Kräfte zu sammeln!

Metzner

Was sollen wir lesen?

Prof. Hanns Fechner. Menschen, die ich malte.
Rembrandt-Verlag, Berlin-Zehlendorf 1927.

Dieses Buch des in Schreiberhau lebenden erblinden Malers mag man in einer Stunde zur Hand nehmen, wo man gehaltvoll und doch leicht unterhalten zu sein wünscht. Hier weiß ein echtes Plaudertalent Leben und Schaffen, Geschichten und Anekdoten bedeutender Zeitgenossen so frisch und intim zu erzählen, daß man persönlich mit ihnen bekannt zu werden scheint. Dabei wird ein ganzer Kulturkreis, ein wertvolles Stück Kunstgeschichte lebendig. Der biographische Teil wird durch Fechners prägnante Porträts ergänzt. Bedeutende Worte Hermann Stehrs über den Künstler leiten das Buch würdig ein.

A.

Hans Aufricht-Ruda: Die Verhandlung gegen La Roncière. Roman. Berlin, Verlag S. Fischer 1927.

„Die Verhandlung gegen La Roncière“ ist Aufricht-Rudas erstes Buch, aber es hat nichts von einem Erstlingswerk, es ist vollkommen reif und sicher. Jakob Wassermann hat ein Vorwort dazu geschrieben, das erschütternd ist: Worte der Freundschaft und des Verstehens, ganz verhalten und doch durchströmt von einer hinreißenden Wärme. Und dann kommt der Roman selber und erzählt in einem sehr klaren, einfachen und reinen Deutsch eine unerhört phantastische Geschichte. Eine Geschichte, die die Menschen alle in einer leisen Verzerrung sieht. Die Geschehnisse sind an sich ganz einfach: ein Mädchen beschuldigt einen Offizier, La Roncière, daß er sie mit Liebesanträgen und Briefen verfolgt und schließlich überfallen und vergewaltigt habe. Er ist vollkommen unschuldig. Das Mädchen hat die Briefe selber geschrieben und die ganze Geschichte erfunden. Es entspinnt sich ein Kampf auf Leben und Tod zwischen den beiden, bei dem sie schließlich zugrunde geht, denn er — gesteht alles ein in der Gerichtsverhandlung gegen ihn, weil er plötzlich weiß, daß dies das einzige ist, womit er sie überwinden kann. Und der Leser weiß es mit ihm.

Das Mädchen und seine Eltern, La Roncière, seine Liebste, seine Freunde, sie alle sind von einem Punkt aus gesehen, von dem aus man die Menschen sonst nicht sehen kann. Es ist, als seien sie gespiegelt in einem Glas, das sie irgendwie leise verändert gegen die Wirklichkeit. Verändert und seltsam intensiv und eindrucksvoll macht. Der größte Reiz des Buches liegt in dem aufregenden Gegensatz zwischen dieser phantastischen Handlung und der völlig schlachten und deutlichen Sprache. Es ist ein Genuss, den man förmlich bis in die Fingerspitzen fühlt.

A. Valeton

Emil Ludwig: Tom und Sylvester. Verlag von Ernst Rowohlt. Berlin 1927.

„Tom und Sylvester“ ist wie ein zärtliches Geschenk. Ein Roman in Versen, die so leicht und elegant sind, daß sie den Dingen ihre Schwere nehmen — nicht die Tiefe. Wieland hat vielleicht zu seiner Zeit ähnlich gewirkt. Es ist eine ganz moderne Geschichte: Der Kampf zweier junger Männer von heute um ein Mädchen von heute, und eigentlich geht sie unglücklich aus, denn der Verkehrte bekommt sie. Der Schluß ist eine leise zitternde Frage und doch Erfüllung des Lebens zugleich. Das Buch ist nirgends sentimental oder süßlich. Vielleicht bedeutet es für Emil Ludwig eine Erholung, ein Ausruhen in seinem Schaffen, und doch bleibt es immer voll Zucht und Straffheit; man spürt durch alle Lieblichkeit die Persönlichkeit, die dahinter steht. Man liest es und verläßt es beglückt, erfüllt wie von Musik, vom Zauber der schönen Form, die ganz eins geworden ist mit dem spannenden und psychologisch interessanten Inhalt.

A. Valeton

Riesen- und Isergebirge. Jahrbuch 1928. Iserverlag Friedeberg (Queis).

Dieses neue Jahrbuch bietet vielerlei. Forscher und Fachleute berichten über den Gesteinsaufbau der Gebirge und seine Entwicklung, über seine Bodenschätze, seine Pflanzenwelt, seine Geschichte und Kultur, seine Industrie und seinen Verkehr. Zwischendurch sind

kleine Erzählungen und hübsche Bilder eingestreut. Ein nettes Büchlein für den Freund der heimatlichen Berge.

Vielleicht wäre im nächsten Jahrgang an Druck und an dem Verhältnis des Satzspiegels zum Rande noch einiges zu verbessern.

Bücher-Eingang

Eichendorff-Kalender 1927/28. Verlag Lothar Schütte, Aichach 1927.
Eine reichhaltige Gabe für alle Freunde des Dichters

und alle die, die sich gern in die Romantik versenken. Besonders wertvoll durch das schöne Bildmaterial.

Freie literarische Vereinigung

Am 9. Dezember 1927 las die Fürstin Mechtilde Lichnowsky aus eigenen Werken vor. Nach dem „Rendezvous im Zoo“, einer ebenso graziösen wie tiefgeschauten Novelle, folgte das lustige Drama: „Der Hase Georges Goulet“, drei Szenen für ein Kindertheater. Es ist unseren Lesern aus dem Februarheft der Schlesischen Monatshefte 1927 bekannt.

Mitteilungen der Vereine

Kulturbund Schlesien

Der Redaktionsausschuß der Schlesischen Monatshefte hat durch den Fortgang von Herrn Bibliotheksdirektor Rother nach Ratibor eine Veränderung erfahren. An seine Stelle trat Herr Oberbibliotheksrat Dr. Karl Becker. Außer ihm gehören nunmehr dem Ausschuß an die Herren Professor Dr. Friedrich Andrae, Fritz Walther Bischoff, Prof. Adolf Rading. Den Vorsitz führt Prof. Dr. Conrad Buchwald.

Kunstgewerbeverein für Breslau und Schlesien.

Die alljährliche Weihnachtsverlosung kunsthandwerklicher Gegenstände hat diesmal am 21. Dezember stattgefunden. Es wurden 48 Gewinne, die vorher im Lichthofe des Kunstgewerbemuseums ausgestellt waren, Arbeiten von Mitgliedern des Vereins, verlost. Die Ziehungsliste ist den Mitgliedern zugegangen.

Am Freitag, den 27. Januar 1928, abends 8 Uhr, ist ein Vortragsabend im Vortragssaale des Kunstgewerbemuseums angesetzt, an dem der Direktor der Städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule, Wolff, über „Handwerkererziehung von heute“ sprechen wird.

Am 9. Februar hält im Saale der Neuen Börse, Graupenstraße, Professor Riemerschmid aus München einen Vortrag über „Erziehung zur Wertigkeit“ (Qualitätsarbeit). Die Mitglieder des Kunstgewerbevereins sind von dem Ausschuß für Wissenschaft und Wirtschaft, der den Abend veranstaltet, zu dem Vortrage freundlichst eingeladen.

Am 25. Februar findet im Hotel „Vier Jahreszeiten“ das Winterfest statt.

Schlesischer Bund für Heimatschutz

Die Wanderausstellung „Schlesien aus der Vogelperspektive“ befindet sich zurzeit in Militsch, wo das Reform-Realgymnasium i. E. die Auswertung übernommen hat, nachdem die Rundsendung mit Bunzlau und

Lauban begonnen hatte. In beiden Städten hielt Oberingenieur Slawik, Leiter des Aerokartographischen Instituts Breslau, die einführenden Vorträge. Da Anforderungen von einer ganzen Reihe von schlesischen Städten bereits vorliegen, ist eine umgehende Anmeldung dringend notwendig. Anfragen und Anmeldungen sind zu richten an die Geschäftsstelle des Schlesischen Bundes für Heimatschutz, Breslau 5, Rehigerplatz 1.

Humboldtverein für Volksbildung, E. V.

Das soeben erschienene Akademieprogramm des zweiten Wintervierteljahres kündigt zahlreiche Vortragsreihen aus den verschiedensten Gebieten von Kunst und Wissenschaft an. Die bei freiem Eintritt stattfindenden Sonntags- und Vorstadtvorträge beginnen Mitte Januar wieder. Von sonstigen Veranstaltungen seien erwähnt: Kammermusikabende, Lichtbilder- und Filmvorträge, Lustspielabende, Führungen u. a. m. Die erste Führung findet Sonntag, den 15. Januar, unter Leitung von Herrn Univ.-Prof. Dr. Franz Landsberger durch die neu eröffnete Abteilung „Altschlesische Kunst“ im Museum der bildenden Künste statt. Die Aufnahme neuer Mitglieder erfolgt werktäglich 10—16 Uhr in der Geschäftsstelle Sadowastraße 47 I. Beitrag: zwei RM.

Gesellschaft der Kunstreunde

Im Museum der bildenden Künste spricht am 10. Januar, abends 8 Uhr, der Münchener Kunsthistoriker Dr. Franz Roh über das Thema „Hauptgegensätze in der Malerei der Gegenwart“ (mit Lichtbildern). Der Vortragende hat sich durch sein Buch über „Nachexpressionismus“ einen bekannten Namen gemacht und gilt als einer der besten Kenner dieses Gebietes.

Die nächste Stunde der Schlesischen Monatshefte

findet im schlesischen Rundfunk am Sonntag, 15. Januar, von 17,30—18,00 statt

DIE SCHRIFTLEITUNG

Kind und Heimat



Die Puppenschneiderin



Krankenbesuch

Bilderbogen

Gezeichnet von
Louise Thalheim
1817—1902

Die in Oels geborene Künstlerin ist als Illustratorin von Kinderbüchern bekannt geworden. Wir geben hier einige Proben ihrer Kunst, die ihre liebenswürdige und echt kindlich empfundene Erzählergabe zur Anschauung bringen.



Puppenball



Ein Puppenunfall

Schlechtes Sommerreich

Drei lustige Geschichten

Professor Hanns Fechner, dessen neues Buch „Menschen, die ich malte“ an anderer Stelle besprochen ist, erzählt darin öfters heitere Anekdoten, wie diese von dem wegen seines Witzes bekannten Stettenheim. Beim alten Ernst Dohm, dem unvergeßlichen Hauptredakteur des Klappradatsch, war der allwöchentliche zwanglose Empfangsabend. Um sich an Stettenheims Scherzgeplänkel zu ergötzen, hatte sich eine Korona um ihn versammelt, als einer, der dem Gefrorenen vom Nachttisch allzu reichlich zugesprochen hatte, sich mit deutlichen Anzeichen körperlichen Unbehagens aus dem Kreise entfernte. Man bemühte sich um ihn im Nebenzimmer, und Stettenheim kehrte nach einer Minute mit der erfreulichen Meldung zurück: „Keine Sorge, meine Herrschaften, es ist alles wieder gut — das Eis ist gebrochen!“ „So schnell?“ fragte eine Dame. „Jawohl, so schnell — er hat es übers Knie gebrochen!“

Von Carl Alexander von Weimar erzählt Fechner folgende hübsche Geschichte: Einmal wurde der Fürst in das Atelier eines unserer Jüngsten geführt. Er betrachtet alles mit regstem Interesse, lobt das ernste Streben und nickt zustimmend, als der junge Künstler versichert, er male eben das alles so, wie er es sähe. Nachdenklich schaut der Fürst sich noch einmal Werk für Werk an, bevor er das Atelier verläßt. An der Tür aber wendet er sich plötzlich noch einmal zu dem Künstler: „Sie sagen, Sie malen alles, was Sie sehen, hm . . . hm . . . Sie sollten aber auch einmal sehen, was Sie malen!“

Als einmal der bekannte Tiermaler Paul Meyerheim auf Bodinus, den Neuschöpfer des Berliner Zoologischen Gartens, toastete, schloß er mit dem witzigen Wortspiel, das man auf Meyerheim selbst anwenden könnte: „Wer den Bestien seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten!“



Breslau 1927—1928
Gezeichnet von Gerhard Stein

Sie finden die Schlesischen Monatshefte immer

in den nachbenannten Hotels, Kurhäusern, Weinstuben u. Gebirgsbäuden:

Altheide, Bad:

Großes Kurhaus

Beuthen OS.:

Hotel Kaiserhof

Breslau:

Hotel Goldene Gans

Hotel Kronprinz

Hotel Metropol

Hotel Monopol

Hotel Savoy

Hotel Vier Jahreszeiten

Kempinski & Co.

Nordhotel

Ratsweinkeller

Brieg:

Hotel Reichskrone

Bunzlau:

Hotel Deutsches Haus

Charlottenbrunn, Bad:

Parkhotel

Cosel OS.:

Hotel Deutsches Haus

Hotel Kronprinz

Flinsberg, Bad:

Hotel Berliner Hof

Hotel Rübezahl

Kurhaus

Frankenstein (Schles.):

Hotel Umlauf

Freystadt:

Hotel Drei Kronen

Glatz:

Hotel Kaiserhof

Gleiwitz:

Schlesischer Hof

Glogau:

Haus Hindenburg

Goldberg (Schles.):

Hotel Drei Berge

Görlitz:

Hotel Stadt Dresden

Groß Strehlitz:

Freyhöfers Hotel

Grottka:

Hotel zum Ritter

Grünberg (Schles.):

Hotel Schwarzer Adler

Guhrau:

Hotel Drei Kronen

Habelschwerdt:

Hotel Grüner Baum

Haynau (Schles.):

Hotel Deutsches Haus

Hermsdorf (Kynast):

Tietzes Hotel

Hirschberg (Rsgb.):

Hotel Drei Berge

Hotel zum braunen Hirschen

Jauer:

Hotel Deutsches Haus

Kreuzburg OS.:

Hotel Fürst Bismarck

Krummhübel:

Hotel Preußischer Hof

Hotel Waidmannsheil

Kudowa, Bad:

Kurhotel Fürstenhof

Lehmanss Hotel

Landdeck, Bad:

Kurhaus

Landeshut (Schles.):

Hotel Drei Berge

Hotel Kaiserhof

Lauban:

Hotel Schwarzer Bär

Viktoria-Hotel

Leobschütz:

Hotel Deutsches Haus

Liegnitz:

Hotel Rautenkranz

Löwenberg (Schles.):

Hotel Deutscher Kaiser

Hotel du Roi

Münsterberg (Schles.):

Hotel Kaiserhof

Hotel Rautenkranz

Namslau:

Hotel Goldene Krone

Neisse:

Hotel Kaiserhof

Liebigs Hotel

Neumarkt (Schles.):

Hotel Hohes Haus

Neurode:

Hotel Kaiserhof

Neustadt OS.:

Hotel Goldenes Kreuz

Oels (Schles.):

Hotel Goldener Adler

Ohlau:

Hotel zum Löwen

Oppeln:

Central-Hotel

Ratibor:

Hotel Prinz von Preußen

Reichenbach (Schles.):

Hotel Kaiserhof

Reinerz, Bad:

Parkhotel

Riesengebirgsbäuden:

Hampelbaude

Neue Schlesische Baude

Prinz-Heinrich-Baude

Schlesierhaus

Schlingelbaude

Schneegrubenbaude

Zackelfallbaude

Rosenberg OS.:

Hotel Potz

Rothenburg (Oder):

Hotel Thomas

Rybnik:

Pogodas Weinstuben

Sagan:

Hotel Walfisch

Hotel Weißer Löwe

Salzbrunn, Bad:

Hotel Preußische Krone

Hotel Schlesischer Hof

Kurparkhotel

Schmiedeberg (Rsgb.):

Hotel Preußischer Hof

Schreiberhau:

Haus Schindler

Hotel Josephinenhütte

Hotel Lindenhof

Königs Hotel

Schweidnitz:

Hindenburg-Hof

Hotel zur goldenen Krone

Sprottau:

Hotel zum grünen Löwen

Steinau (Oder):

Hotel Goldene Krone

Hotel Schwarzer Adler

Trachenberg:

Hotel Deutsches Haus

Trebnitz (Schles.):

Hotel Gelber Löwe

Kurhaus

Warmbrunn, Bad:

Hotel Preußischer Hof

Wohlau:

Hotel Rautenkranz

Bitte verlangen Sie unterwegs überall die Schlesischen Monatshefte!

Weitere Meldungen zur Aufnahme in diese Liste
werden an den Verlag Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabteilung, Breslau 1, Junkernstraße 41/43, erbeten.

**Neuzeitliche
Wohnungseinrichtungen**
aus eignen Werkstätten
Stoffe, Beleuchtungskörper, Kleinmöbel
Deutsche Hausratwerkstätten
Ohlauer Straße 47
(Zwischen Taschenstraße und Neue Gasse)
DH
BRESLAU

Dies schmucken Einbanddecken
zum Jahrgang 1927 der Schlesischen Monatshefte gehen zur Neige!
Bestellen Sie daher umgehend beim Verlag Wilh. Gottl. Korn,
Zeitschriftenabteilung, Breslau I.

Werkstatt für Textilkunst
B **Julin Rumm**
Privatschule für textile Handarbeiten
Landsbergstrasse 24. Tel. A. 486.

Von Behörden,
u. a. den Provinzialschulkollegien, wärmstens empfohlen:

Naturdenkmäler

und Naturschutzaufgaben in Schlesien

von

Prof. Dr. Theodor Schube

32 Seiten Text u. 100 Seiten = 200 Abbildungen
Preis broschiert 2.— Mark

Naturdenkmäler, d. s. Einzelstücke aus dem Pflanzen- oder Tierreiche oder der Gesteinswelt, die zufolge ihrer Größe, Schönheit oder Wuchseigenart als deutlichste Belegstücke für die Schaffenskraft und Formenfülle der Natur oder ihrer Seltenheit wegen aufgeschaut, bewundert und gepflegt werden sollen.

Die Umschau (Frankfurt a. M.) schließt ihre Besprechung des Buches mit den Worten: Viele deutsche Landestile können Schlesien um die Arbeit und Veröffentlichung des Verfassers beneiden.

Verlag von Wilh. Gottl. Korn in Breslau I
Zu haben in jeder Buchhandlung.



EMIL HUSCHE

VORMALS LUDWIG & HUSCHE

INH. OSCAR HUSCHE

GEGRÜNDET IM JAHRE 1883

DEKORATIONSMALER

ÜBERNAHME SÄMTLICHER
MALERARBEITEN
ERSTKLASSIGE AUSFÜHRUNG

BRESLAU 2
BRUNNENSTRASSE NR. 18
FERNRUF AMT STEPHAN NR. 31409

Lustige Opern- und Ufa-Film - Vorstellungen

zu niedrigen Einheitspreisen

in den 4 Theatergemeinden der

Breslauer Volksbühne

Geschäftsstelle: Oberpräsidium Albrechtstr. 32.

Anmeldung: Werkgl. 10—14 und 17—19 Uhr.

Mittwoch und Sonnabend 10—19 Uhr.

Die
Breslauer Zeitung

ist nicht nur ein tisches Organ, sie
angesehenes poli- ist auch eine grohe

Handelszeitung

die allen wirtschaft- ausgedehnten Nachrichtenapparat Rechnung
lichen Fragen mit tragt. Besonders aber
ausführlich Berichten, ist die Breslauer
handelswissenschaftlich. Zeitung auch ein
Leitartikeln und einem

Unterhaltungsblatt

das mit reichhaltigem, sorgfältig gewähltem Feuilleton und zahlreichen Plaudereien lokaler und allgemeiner Natur aus ersten Gedern auf jedem Gebiet den Gebildeten und den Bildungsbedürftigen zu unterrichten, anzu-

regen und zu erfreuen sucht.
Probenummern sind auf schriftliches oder mündliches Anfordern jederzeit gratis erhältlich in der Geschäftsstelle der Breslauer Zeitung, Herrenstraße Nr. 29.

Die führende
große Tageszeitung

des gebildeten Schlesiens ist die

**Illustrirte
Zeitung**

Der Bezugspreis beträgt für den Monat bei der Post einschließlich Bestellgebühr und bei den direkten Versandstellen einschließlich Zustellungsgebühr mit der Beilage

„Illustrierte Schlesische Zeitung“

für die Vollausgabe 4,80 RM.
für die Ausgabe A 3,10 RM.
(ohne illustrierte Wochenbeilage 30 Pf. billiger) Probe-
nummer kostenfrei. Abonnenten erhalten die beliebten,
Anfang Juni jedes Jahres erscheinenden

„Winke für die Reisezeit“
als Beilage umsonst

**DIE
VOLKSWACHT**

größte sozialdemokratische Tageszeitung des Ostens

**ist das Blatt der
Arbeiter, Angestellten
und Beamten**

►
Anzeigen
haben stets Erfolg

**Schlesische
Tagespost**

**Billigste nationale
Zeitung Breslaus**

Durch Boten in Breslau 2,00 Mark
Durch die Post überall 1,96 Mark

★
**Gutes wirksames
Anzeigenblatt**

★
Breslau 2, Tauenhienstr. 49

1404 es
nr inw.:

Syg.: 19981

Das neue Buch

PAULA G.

STERNSINGER

geheft. 3.—RM., in Leinen gebd. 4.50 RM.



Vorzugsausgabe
auf van-Geldern-Bütten, in Saffian gebd.,
von der Verfasserin signiert, 20.—RM.



Diese Legende hat, wie jedes Wort Paula Groggers, den unverbrauchten, reinen Atem ihrer Bergheimat und den höchsten Grad ursprünglicher Echtheit. Der europäische Erfolg ihres ersten Werkes (Das Grimminger, bisher 20 Auflagen) erklärt sich nicht allein aus der Tiefe und Größe und der einzartigen Verbindung von Zartheit und Kraft, von Volksbürglichkeit und Kunst, sondern aus dem beglückenden Wesen, das in der Betriebsamkeit der Großstadtliteratur wie ein wunderbares Spiel der Natur wirkt. Deshalb hat man von dieser Dichtung bewundernd gesagt, daß sie uns „unbeschreiblich wohltue“. Auch in den „Sternsingern“ sind Gestalten, die einem „nachgehen“: Die Urahne, das Mädchen Notburga, der Hirte Michael, das entlaufen Studentlein Thomas und Kaspar, das Mohrenkind. In einer feinnervigen psychologischen Kunst, in einer Sprache voll Melodie und Farbe erschließt sich das Eigenleben und die Traumwelt des reifenden Kindes. Was sich entspinnt, wie soll man es benennen! „Liebesgeschichte“ wäre ein ganz unangebrachtes Wort für dieses unbewußte, scheue Sich-zueinander-Neigen kindlicher Herzen. Durch seelische Tiefe, den Himmel der tirolischen Landschaft, die Verzauberung der Stimmung wird uns diese Dichtung teuer sein. Wiederum wird man, ratlos, mit welcher Erscheinung der deutschen Literatur man Paula Grogger vergleichen soll, an Lagerlöf und Hamsun, an Undset und Timmermans denken, und wieder wird man sagen müssen, daß diese Kunst allen Vergleichen sich entzieht, weil sie in ihrer Art völlig eigen ist.



Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Ostdeutsche Verlagsanstalt Breslau



Der Wanderer im Riesengebirge

Zeitschrift des Riesen- und Tsergebirgsvereins,
geleitet von Dr. Herbert Gruhn
eröffnet den neuen (48.) Jahrgang mit einem

Wintersportheft

dem zwei weitere im Februar und März folgen sollen. Von berufener Seite werden darin die landschaftlichen Schönheiten, die sportlichen Vorzüge des winterlichen Gebirges geschildert; auch eine Fülle empfehlenswerter Unterkunfts möglichkeiten wird nachgewiesen.

Jeden Monat ein Heft von 20 Seiten für 0,25 RM.

Mitarbeiter sind u. a.

Roland Betsch / Dr. Günther Grundmann
Dr. Hans Hessen / P. Nikolaus v. Lutterotti
O. Nase / Dr. Will-Erich Peuckert / Fedor
Sommer / Hermann Stehr

Die Bebilberung besorgen u. a.

Dr. Paul Aust / Eduard Enzmann / Erich
Fuchs / Friedrich Iwan / Georg Runge
Toni Schönecker

Probenummern unberechnet zu Diensten durch

Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabteilung
Breslau 1, Gunkernstraße 41/43